Aus dem Osten

der

österreichischen Monarchie.

Ein

Lebensbild von Land und Leuten

von

Edmund Frhrn. von Berg,
Königl. Sächs. Oberforstrath.

Dresden.
G. Schönfeld's Buchhandlung (C. A. Werner).
1860.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Inhalt.

I.

Einleitung statt Vorrede. — Durch Galizien. — Die österreichische Grenze. — Krakau. — Das Land und seine Bebauung. — Der Bauer und sein Leben. — Die Juden. — Bis Pesth.

Obwohl ich in diesen Blättern die Eindrücke und Beobachtungen wieder zu geben beabsichtigte, welche ich auf einer Reise in das Banat aufnahm und anstellte, so machen sie doch durchaus keinen Anspruch darauf eine Reisebeschreibung sein zu wollen. Der geehrte Leser wird nicht in Kirchen, Museen, Schauspielhäuser und anderweitigen Anstalten für Kunst und Wissenschaft umhergeführt werden, er wird ebenso wenig Naturschilderungen und Landschaftsbilder im Detail ausgemalt finden, wie sich über die Vorzüge des einen oder andern Gasthofs unterrichten können, mit kurzen Worten es ist kein Buch von und für einen Touristen.

Was der Leser in dem Buche nicht finden wird, konnte ich leicht in der Kürze andeuten, aber schwieriger erscheint es zu sagen, was darin darzustellen

beabsichtigt wird, in welcher Absicht es geschrieben wurde.

Bei meinen Reisen habe ich, neben dem wissenschaftlichen Zwecke, welcher mich schon an sich als Forstmann zu der Natur hinführt, auch besonders den vor Augen, das Volk und das Land, welches ich besuche, wie es wirklich ist, kennen zu lernen, zu erforschen, wie Sitte, Lebensweise und gewerbliche Verhältnisse sich Einfluß auf die politischen Institutionen verschafft haben und wie umgekehrt die Regierungsform und Regierungsgrundsätze auf das Volk wirkten. Das Alles lernt man nicht an den großen Heerstraßen oder in den Hauptstädten, wo mehr oder minder die Reiseanschauungen ähnlicher Art sind, wie die, welche die große Katharina unter der Leitung Potemkins erhielt. Um einen Reisezweck, wie ich ihn vor Augen habe, zu erreichen, muß man in das Innere des Landes eindringen, dasselbe in der ruhigen, erhabenen, nicht durch Menschenhände verdorbenen Natur sehen, muß das Volk im Innern seiner Wohnungen aufsuchen, in seinem natürlichen Thun und Treiben belauschen, wo es urkräftig sein eigenthümliches Leben führt und wo man es zwar leider oft verwahrlost und verdorben, doch nicht beleckt von dem Hauche einer falschen Civilisation findet.

Solche Reisen bieten freilich mehr Beschwerden dar und verlangen größere Entbehrungen als die der gewöhnlichen Touristen, welche mit der Eisenbahn oder

im Dampfschiffe von einer Stadt zur andern unaufhaltsam die Länder durchrasen und sich dennoch, oft nur vom bequemen Gasthofe aus, ein Urtheil über Land und Leute anmaßen. Angenehmer ist Letzteres gewiß, als wochenlang bei schmaler Kost und vielen Strapazen, auf der Streu statt im weichen Bette zu schlafen, zu Fuße oder zu Pferde unwegsame Gegenden zu durchstreifen oder Beschwerden zu erdulden, wovon der gewöhnliche Reisende gar keine Begriffe hat. Aber lohnender wird die Ausbeute für Geist und Herz für den Mann, dem es wirklich darum zu thun ist, die Menschen kennen zu lernen und daraus, wie aus dem Zustande und Leben des Volkes, Belehrungen zu schöpfen.

Auf diese Weise und in dem Sinne habe ich, nachdem ich Deutschland und die Alpenländer ziemlich genau kennen gelernt hatte, Schweden, Norwegen und Finland bereist und fand dort eine reiche Ausbeute für meine Zwecke, welche bei dieser Darstellung mehrfach zu Vergleichungen Veranlassung geben wird. In demselben Sinne und in gleicher Absicht besuchte ich im vergangnen Herbste das Banat, ein Land, bei uns fast unbekannt, und doch für einen weiterschauenden Mann ein großes Interesse darbietend, weil es mit Ungarn und den Donaufürstenthümern offenbar berufen ist, eine große Rolle in der Entwicklungsgeschichte Europas zu spielen und wahrscheinlich würden sie diese Länder schon gespielt haben, wenn man für ihre Entwickelung in

politischer, wie in socialer Hinsicht mit mehr Umsicht gehandelt hätte.

Je mehr ich Länder und Völker kennen lerne, desto mehr erkenne ich die Wahrheit des Ausspruches von Alexander Humboldt, daß der Charakter der Völker wesentlich abhänge von der Natur, welche sie umgiebt, denn in ihr findet der einzelne Mensch seine ersten Anschauungen und sie bedingt wiederum in hohem Maße, ja vorzugsweise die Beschäftigung, welche die Aufgabe seines Lebens wird. Ein Bild des Landes muß vor uns entfaltet werden, um das Volk, welches es bewohnt, richtig würdigen zu können. Deshalb werde ich hier, wenn auch nur eine kurze, doch anschauliche Beschreibung zu geben mich bemühen, mehr aber werden uns die Volksstämme, ihre Lebensweise, Sitten, Gebräuche und ihre gewerbliche Thätigkeit beschäftigen. Sie leben im Banate in so buntem Gemische durcheinander, wie man es schwerlich an einem andern Orte Europas wiederfindet und doch haben sie fast alle ihre Stammes-Individualität erhalten. Dadurch eben wird dieses Land so interessant.

Was ich sah, was ich erfuhr, werde ich der strengsten Wahrheit gemäß erzählen, sie wird vielleicht zuweilen etwas herbe schmecken, aber zu verletzen ist nicht im Entferntesten meine Absicht, ich wünsche zum Besseren beizutragen, wenn ich unnachsichtig die Schäden aufdecke, die ich zu bemerken glaube. Wo ich irrte, wie das Reisenden wohl begegnen kann, und demgemäß

falsch urtheilte, bitte ich dieses nachsichtig aufzunehmen, aber besonders immer dabei im Auge zu behalten, daß wo ich tadele, es niemals aus Lust am Tadeln geschieht, daß ich niemals beabsichtige, grundsätzlich nur die Schattenseiten des Bildes zu zeigen.

Auf dem Wege zum Banate machte ich einen kleinen Abstecher nach Galizien, wohin mir zu folgen der Leser eingeladen wird. Es mußte mir von Interesse sein, eine Ansicht von dem Leben der Slaven in jenem Lande zu gewinnen, um Anknüpfungspunkte für die Beurtheilung der Südslaven zu erhalten.

Die Eisenbahn führte mich bei Granicy an die österreichische Grenze, wo mit anerkennenswerther Liberalität die Visirung der Pässe und Visitation des kleinen Reisegepäckes vorgenommen wurde, während die Koffer erst in Krakau visitirt wurden. Wir mußten längere Zeit auf den Warschauer Zug warten und die auffallend große Menge von Polizei- und Steuerbeamten, welche sich auf dem Bahnhofe herumtrieben, ich glaube, es waren wenigstens deren sechs, verglichen mit dem äußerst geringen Umfange der Geschäfte, gaben mir Veranlassung zu fragen, ob auf dieser Station sonst ein regerer Verkehr stattfände. Die Antwort war entschieden verneinend und so sah ich gleich beim ersten Eintreten in Oesterreich ein Miniaturbild der Verwaltung. Viele Beamte, um sich gegenseitig zu

controliren und um allen Anforderungen des Bureaukratismus zu genügen, um mit vielen Kosten oder der möglichst großen Weitläufigkeit wenig Geschäfte zu bewältigen. Ich werde später mehrfache Veranlassung haben, auf diesen wahrhaft erschreckenden Krebs der österreichischen Staatsverwaltung zurück zu kommen.

Am frühen Nachmittage wurde Krakau erreicht. Diese alte Königsstadt und spätere Hauptstadt des letzten Restes der polnischen Republik, eines der verunglückten politischen Experimente des Wiener Congresses, liegt in einer fruchtbaren, wohl bebauten Ebene am Zusammenflusse der Rudawa mit der Weichsel. In südöstlicher Richtung erblickt man die Hügelkette, welche die Vorberge der Karpathen bildet, die Stadt selbst gewährt mit den vielen Kirchen und Festungsthürmen einen großartigen Anblick, der jedoch im Innern nicht gerechtfertiget wird, wo krumme und schmutzige Straßen, die Reste einer großen Vorzeit enthalten, das lebendige Bild des Verfalls und der Armuth uns zeigen. Krakau, mit seinen vielen historischen Denkmälern und Erinnerungen, macht so recht den Eindruck einer gefallenen Größe, welche das Rad des Schicksals unbarmherzig zermalmte.

Der Betrieb der Carl Ludwigs-Bahn, auf welcher ich am folgenden Tage weiter reisete, läßt Vieles zu wünschen übrig. Bei der Casse in Rzcwzow begegnete es mir, daß der Beamte auf den vollen Gulden nicht herauszahlen wollte, sondern den Betrag

unter einem Gulden in Silber verlangte, während dieses so schwer aufzutreiben war, daß auf einer andern Station ein alter Jude um Gotteswillen die Reisenden um Silbersechser bat, weil man ihm ein Billet sonst nicht geben wollte. Auf meine bescheidene Frage, was man denn bei der Casse mit dem eingegangenen vielen Silber mache und daß es doch unverantwortlich sei, das Publikum so zu belästigen, erwiderte der Cassirer grob: das ginge mir nichts an, es wäre so Vorschrift, wenn ich kein Silber hätte, so möchte ich da bleiben, es sei nicht nöthig, daß ich mit der Bahn fahre.

Auf der Bahn blieb ich bis Rzcwzow, in der Richtung von Lemberg, dann ging es mit der Post über Jareslaw bis Wiscznia, von wo ab ich einige Tage im Innern des Landes zubrachte. Auf der Bahn begegneten uns große Züge von Ochsen, welche größtentheils aus Podolien heran getrieben werden. Man versicherte mir, daß dem Sommer über wöchentlich etwa 2 bis 3000 Stück zum größtentheile nach Wien oder Prag ausgeführt würden. Von Rzcwzow bis nach Wien kostet das Stück an Bahntransport 10 Fl. 55 Kr.

Die Gegend von Krakau bis Rzcwzow ist eben, mit viel Sand und Kieferwäldern, welche nach der Grenze des Königreichs Polen zu nur selten durch fruchtbare Flußthäler und frische Niederungen unterbrochen werden. Das Land erscheint ziemlich gut bebaut, doch machen die Dorfschaften einen Eindruck

von Schmutz und Verfallenheit, den auch die kleinen Städte gleichmäßig theilen. Weiter hin auf meiner Reiseroute wurde das Land hügelig, in der Ferne nach Süden erblickt man die Karpathen, der Boden wird fruchtbarer und man findet mehr und mehr den schwarzen Urboden der Steppe, der bei wenig oder gar keiner Düngung und schlechter Beackerung doch reiche Ernten trägt. Der Ackerbau ist noch weit zurück. Man treibt zum Theil eine reine Dreifelderwirthschaft, zum Theil scheint man sich noch nicht so weit verstiegen zu haben. Körnerbau ist die Hauptsache, und zwar Körner auf Körner, Klee wird so gut als gar nicht gebaut und Hackfrüchte sehr spärlich. Die Weide, welche für alles Vieh viel in Anspruch genommen wird, ist elend. Und was könnte dieser schwarze Boden produciren, wenn man ihn nur einigermaßen rationell behandelte.

Das Rindvieh des Landes ist klein und giebt, schlecht gepflegt, geringe Erträge. Die Zugochsen, welche in der Gegend, die ich sah, nicht viel verwendet werden, kommen wie die Pferde, deren man sehr wenige aufzieht, fast alle aus Podolien. Letztere sind muthig und ausdauernd, doch so klein, daß sie im schwereren Zuge nicht genug leisten können. Die Race ist offenbar zurückgegangen. Das Pferd ist das Lieblingsthier der Polen, selbst kurze Wege entschließt er sich nicht gern zu Fuße zurückzulegen. Der Bauer reitet zum und vom Felde, reitet, wenn er die Thiere zur Weide treibt u. s. f. Das Pflügen geschieht fast überall

vierspännig, wenigstens dreispännig, wo der Pferdelenker natürlich reitet; mehrere Male sah ich im Trabe pflügen und den Ackersmann im Laufen seinen Pflug regieren. Die Schweinerace ist nicht besonders und die Haltung der Thiere ganz schlecht, von einer eigentlichen Mastung kann nicht die Rede sein. Feine Schafe werden nur auf größeren Gütern gehalten, vom Bauern nur grobe, besonders schwarze, deren Fließe zu Pelzen sehr gesucht sind.

Die Geschichten, welche uns in früher Jugend Mutter oder Amme erzählte, üben auf unsere spätere Anschauung ohnstreitig einen bedeutenden Einfluß aus, nicht minder nehmen durch Schulunterricht und Literatur die meisten Menschen unbewußt von Ländern und Völkern gewisse Bilder in sich auf, von welchen sie sich später äußerst schwer zu trennen vermögen. Wer von Finland spricht, wird stets damit das Bild der Fischerlappen verbinden; fragte mich doch einst eine gebildete Dame in allem Ernste, ob ich in Finland nicht hauptsächlich von Fischthran hätte leben müssen. Gewiß wird selten ein Mensch Spanien nennen hören, ohne an fanatischen Katholicismus, abendliche Serenaden, gelegentlich mit einem Dolchstoß gewürzt, zu denken. Wer hört wohl Italien nennen, ohne im Geiste schöne Gemälde, Glutaugen, Pommeranzenhaine zu sehen und ein mildes gesegnetes Klima gewissermaßen zu fühlen? Und wie oft findet man sich getäuscht, wenn man das Land seiner Phantasie betritt!

Mir ging es in gewisser Hinsicht so in Galizien. In meiner Idee verband ich mit Polen ein ebenes Sandland, mit großen Wäldern und Sümpfen bedeckt, reichlich mit Bären und Wölfen bevölkert. Die Frauen hübsch, beweglich, die Männer kräftig, voll Liebe zum Vaterlande, sonst noch viel Schmutz und viel Juden.

Angenehm getäuscht und überrascht fand ich mich daher durch die freundliche Landschaft im südöstlichen Galizien, etwa sechs Meilen von Lemberg. Der Wald hatte sich mit dem Aufhören des Sandes und bei dem weitern Vordringen nach Osten ganz verändert und da der Wald mit Recht — nebst Wasser — das Auge der Landschaft genannt werden kann, wodurch sie erst Leben und Ausdruck erhält, so war hier eine sehr bemerkliche Veränderung vor sich gegangen. Die Hügel sind mit Laubwald und zwar vorherrschend mit Eichen, Weißbuchen, Birken und Rothbuchen bedeckt, selten findet man dazwischen einzelne Kiefern, Fichten und Tannen gar nicht. Zwischen Wald und Feld fand eine anmuthige Vertheilung statt, das Culturland war meist in die Thäler zusammengedrängt und hier liegen dann in so reicher Zahl Dörfer und Edelsitze, daß man das Land ein Ackerbau treibendes, wohl bevölkertes nennen kann. So macht dasselbe einen angenehmen freundlichen, selbst cultivirten Eindruck und den hatte ich entfernt nicht erwartet. Die Natur ist wirklich schön, aber man darf die Dörfer und die Menschen darin nicht in der Nähe betrachten. Hier fand ich

das Bild, welches ich mir von Polen entworfen hatte, ganz richtig.

Die polnische Bevölkerung dieser Gegend ist an sich ein kräftiger Menschenschlag, welcher jedoch einen gewissen verkommenen Eindruck macht, wohl durch schlechte Kost und häufigen Genuß von Branntwein herbeigeführt. Unter den Männern sieht man viele schöne Gestalten und die Gesichter würden häufig schön zu nennen sein, wenn sie einen intelligenteren und namentlich offeneren Ausdruck hätten. Aber so tritt bei einer jeden Begegnung mit einem Höhern das Kriechende, Unterthänige hervor, anerzogen durch den langen Druck, worin sie gelebt haben, durch den häufigen Gebrauch des Stockes oder der Peitsche, welche beide auch jetzt noch eine große Rolle spielen. Kann man sich darüber wundern, daß der Bauer, so lange Zeit auf's Aeußerste gemißhandelt, in Wahrheit mit Füßen getreten, dadurch einen tückischen Charakter annimmt, und in der That zeigt jeder Zug seines Gesichts auf Verdrossenheit und Tücke.

Wie ganz gewöhnlich das Prügeln des Bauern im gemeinen Leben, nicht nur von Gerichts wegen, ist, mögen zwei kleine Reise-Begebenheiten darthun. Ich fuhr mit einem Herrn, als ein junger Bauernbursche, welcher eine Heerde Pferde, natürlich selbst zu Pferde und scharf jagend, zur Weide trieb, uns begegnete, so daß wir gezwungen wurden, bei einer Biegung des Weges einen Augenblick zu halten, weil

der Bursche die Pferde nicht gleich zur Seite bringen konnte. Ohne Weiteres wurde von dem Herrn, welcher selbst fuhr, der Bauer ausgescholten und ihm einige Hiebe versetzt. — Auf der Rückreise fuhr ich Nachts, aber bei hellem Mondenschein auf der breiten Chaussee mit einem herrschaftlichen Kutscher. Ein Bauer, sicher betrunken, fuhr mit unserm Wagen zusammen, so daß wir halten mußten. Während der Bauer sich bemühete seinen Wagen aus dem unsern zu bringen, wurde ihm von dem Kutscher eine Moralpredigt über den Text eines „besoffenen Schweins" gehalten und durch unablässige Peitschenhiebe eindringlich gemacht. Als wir endlich wieder weiter fuhren, drehte sich der Kutscher, ein Oberösterreicher, welcher als Soldat in Galizien hängen geblieben war, ganz gemüthlich lächelnd um und sagte: „so ein Mistvieh", womit die Sache abgemacht war. Mich deucht, solche kleine aus dem Leben gegriffene Züge beweisen das, was ich beabsichtige. Man sagt hier gerade so, wie in Ungarn von den Wallachen, die Menschen seien zu roh, man könne nur mit dem Stocke eindringlich mit ihnen reden, aber sie bedenken nicht, daß einmal ein Anfang zum Fortschreiten, zum Besserwerden gemacht werden muß, daß aber der geprügelt werdende Mensch nicht gehoben, sondern in seinem sittlichen Werthe immer mehr herabgedrückt wird.

Der sittliche Zustand der polnischen Bauern (ich hebe ganz besonders hervor: ich meine nur die Gegend,

welche ich kennen lernte, denn man versicherte mich, daß näher zum Gebirge die Bevölkerung weit besser sei) erscheint durchaus nicht befriedigend. Roh und im höchsten Grade in der Ausbildung vernachlässigt, sind die hervorstechenden Charakterzüge eine gewisse Schlauheit und Heimtücke, dabei sind sie faul und dem Trunke im höchsten Grade ergeben. Unwissend bigott und abergläubisch, halten sie doch nicht viel auf ihre Geistlichkeit, was auch ganz erklärlich wird, da sehr viele Dörfer keine Schulen haben, wo aber Unterricht ertheilt wird, erstreckt er sich fast nur auf die Kenntniß der religiösen Formen, Lesen und Schreiben wird selten den Bauern gelehrt.

Hier leben Katholiken, Rumänen, welche zur griechischen nicht unirten Kirche gehören*), und auch eine Gemeinde Protestanten zusammen, ob gerade sehr einträchtig, mag dahin gestellt sein. Die Katholiken und Griechen vertragen sich am wenigsten gut; es kann auch kaum anders sein, denn obgleich hier die katholischen Landgeistlichen selten eine höhere Bildung besitzen sollen, so sind sie doch den griechischen Popa's, welche zum größten Theile ganz ohne Bildung sind,

*) Die zur griechischen nicht unirten Kirche Gehörigen erkennen den Papst zu Rom nicht an, wogegen der Theil derselben, welcher nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken im Jahr 1453 unter die Oberhoheit des Papstes zurückkehrten, aber doch ihren Glauben behielten, als uniirte Griechen bezeichnet werden.

weit überlegen. Auch in moralischer Hinsicht und somit im Ansehen bei dem Volke stehen erstere höher, wurde mir doch völlig glaubwürdig erzählt, daß ein griechischer Pfarrer wegen Pferdediebstahl in Untersuchung gezogen; zwar nicht verurtheilt, aber auch nicht freigesprochen, bleibt er nach wie vor Popa. Dann machte man ihm den Proceß wegen Kirchenraub, woran er der öffentlichen Meinung nach unschuldig sei. Er blieb indessen doch Popa. Dabei sind ihre Einkünfte so schlecht, daß sie, um sich und ihre Familie unterhalten zu können, wie die Bauern, Ackerbau treiben, d. h. selbst thätig Hand anlegen müssen. Ebenso unzulänglich ist, was für die Jugendbildung und Erziehung gethan wird, und die äußere Lage der Schullehrer auf dem Lande erscheint meistens als eine ganz elende. Wenn die Lehrer nicht irgend ein Nebengewerbe treiben, sind sie nicht im Stande, ihr Leben zu fristen.

Unter dem weiblichen Geschlechte begegnet man selten einem nur erträglich hübschen Gesichte, meist ohne Ausdruck spiegeln sich rohe Sinnlichkeit, nicht selten auch, wie bei den Männern, die Folgen der Trunksucht darauf ab. Die Körperformen sind im Allgemeinen ohne Wohlgebildetheit und ebenso erscheinen ihre Bewegungen ohne alle weibliche Grazie, worin sie den Wallachinnen gegenüber einen großen Contrast bilden. Reinlichkeit, diese beim Weibe so wichtige Tugend, fehlt gänzlich. Das elende Aussehen

der Kinder deutet auf vernachlässigte Pflege derselben.

Die Tracht der Frauen ist im Sommer ein Hemde und ein Rock ohne Mieder. Putz sah ich auch am Sonntage nicht, ausgenommen, daß die Mädchen häufiger ihr Haar mit Blumen, vorherrschend von gelber oder rother Farbe, schmückten. Hierin stehen die galizischen Slaven den Serben oder den Südslaven, welche ich in Krain kennen lernte, sehr nach, welche wenigstens mit ihrem zierlichen weißen Kopftuche, der Petscha, oft gestickt und mit Spitzen besetzt, einen gewissen Luxus treiben. Die mehr oder mindere Neigung der Frauen, kleidsam und nett in ihrer Tracht zu sein, sich gern zu schmücken, darf bei einem rohen Volke nicht unbeachtet bleiben, denn sie führt zur Arbeitsamkeit im Hause, sie ist gewissermaßen der Hebel zum Fleiß und zur Ordnung. Man darf überhaupt weder die körperliche Wohlgebildetheit noch das äußere Auftreten der Frauen in den untern Schichten der Völker unbeachtet lassen, denn abgesehen von dem Einfluß, welchen sie auf die Erziehung der nachwachsenden Geschlechter äußern, spricht sich darin am meisten die Bildungsfähigkeit eines Volkes aus. Wenn das Weib auch unter dem härtesten Druck ihre weibliche Würde und einen gewissen Anstand in ihrem Auftreten bewahrt, wie wir dies in hohem Grade bei den Wallachinnen finden werden, so sind die natürlichen Anlagen des Volkes noch kräftig genug, um

mit günstigen Erfolgen an seiner Cultur zu arbeiten, wenn es auch augenblicklich noch so roh und vernachlässigt erscheint.

Die Männer tragen weite weiße leinene Beinkleider und einen eben solchen Kittel, im Winter, wie die Frauen, einen Schafpelz. Die Kopfbedeckung ist verschieden, meist ein breitkrämpiger schwarzer Hut.

Die Wohnungen sind elend von außen und innen, und wie die ganzen Umgebungen schmutzig und unordentlich. Die Häuser, von Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, haben oft keinen Schornstein, gekocht wird im Ofen oder auf einer Art Herd im Vorhause. Die niedrigen Stuben, selten gedielt, im rohen Lehmschlage oft große Löcher, erhalten durch die kleinen Fenster, welche man hier, wie bei allen Slaven, findet, nur wenig Licht, an frischer Luft ist den Bewohnern überhaupt nicht viel gelegen. Das Hausgeräthe erscheint auf das Einfachste beschränkt, ein Tisch, einige Bänke, Stühle, vielleicht ein verschließbarer Schrank oder Kasten, selten ein Bett, der Schafpelz auf der Bank bildet Lager und Decke. Oft wird die Wohnung noch mit den Hausthieren getheilt, daß dem Ungeziefer der Schmutz willkommen, bedarf kaum einer Erwähnung. Gärten mit Blumen sieht man selten, Blumen oder einen anderen Schmuck im Innern der Wohnungen niemals.

Wie so ganz anders ist das doch im hohen Norden. In Schweden, nicht an der großen Straße

allein, sondern mitten im Lande weit hin nach Norden, wo sich der Reisende selten hin verirrt, findet man auch in der ärmsten Hütte saubere, meistens weiße Fenstervorhänge und höchst selten fehlt hier der Blumenschmuck. Mit welcher wirklich rührenden Sorgfalt pflegt der finnische Bauer unter dem Polarzirkel seine Hopfenlaube und die wenigen Blumen in seinem kleinen Garten und wie stattlich zeigt sich dort der Bauernhof, freilich nur mit hölzernen Gebäuden, aber nett angemalt mit rothen, gelben oder grauen Farben. Aber freilich war im Norden der Bauer stets ein freier Mann, ihn drückte nie das Joch der Leibeigenschaft, er hatte nicht für den Herrn seine besten Kräfte zu verwenden.

Um ein Volk richtig beurtheilen zu können, erscheint es sehr wichtig, seine Ernährung in's Auge zu fassen, denn abgesehen davon, daß sie ebenso auf die Entwickelung der Individuen von dem allergrößten Einflusse ist, als auf die Arbeitsleistungen derselben, so giebt auch eine reichliche und kräftige Ernährung einen sichern Maaßstab für die Wohlhabenheit und das Wohlbefinden eines Volkes. Darin finden wir in Galizien allerdings eine ärmliche Einfachheit, saure Rüben und Sauerkraut ist des Polen Hauptnahrung, Kartoffeln, Mehlbrei und nicht besonders gutes Brod gewähren einige Abwechselung. Fleisch wird nur an den hohen Festtagen genossen. Branntwein ist die Labung für Jung und Alt und leider in viel zu reichlichem Maaße.

An den Sonn- und vielen Festtagen sind alle Schenken voll und wüstes Geschrei und Gebaren hört man bis spät in die Nacht. Diese übertriebene Neigung zum Trunke ist sicher eins der größten Uebel in Galizien, aber naturgemäß eine Folge der so tief stehenden sittlichen und geistigen Entwickelung, die wiederum ihre Wurzel in dem langjährigen Drucke des Volkes, in dem früheren Uebermuthe und der geringen Sorge für ihre Bauern von Seiten der Gutsherren hat. Wie kann es anders sein, wenn diese den Bauer nur als ein nützliches Object zum Geldschaffen betrachteten, welches sie fern von ihren Besitzungen in Warschau, Paris oder wo immer verschwendeten. Ein eigentlich wohlwollendes patriarchalisches Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und seinen Bauern bestand in Polen niemals und besteht wahrscheinlich auch jetzt noch nicht, denn man sieht so viele schöne Güter von ihren Herren unbewohnt, sie sind, wie in Irland, absent. Wie kann da Liebe und Anhänglichkeit entstehen, wie kann sich da bei den jetzt veränderten Verhältnissen, wo der Bauer ebenfalls ein unabhängiger Mann ist, ein wohlthätiger Einfluß des Gutsherrn entwickeln, wenn das Volk ihn nur durch seinen Verwalter kennen lernt?

Aber eine schwere Schuld trägt hier auch die Regierung, sie ist von großen Mißgriffen nicht frei zu sprechen. Galizien erscheint als ein gesegnetes Land, wo ich es sah, schön, mit einem fruchtbaren

Boden, bei geeigneter Bewirthschaftung reiche Ernten gebend, mit einem gemäßigten Klima, schönen, aber mißhandelten Wäldern, kurz mit allen Elementen zu einer gedeihlichen Entwickelung. Wie treffen wir aber das Volk? Arm, faul, trunksüchtig, verkommen in jeder Hinsicht, ohne Unterricht und ohne sittliche Hebung durch eine ächte Religiosität. Und dieses ist der Erfolg von einem fast hundertjährigen Besitze (1772) in der Hand des mächtigen Oesterreichs! Und die Regierung hatte hier freie Hand, sie war nicht wie in Ungarn gebunden durch eine Verfassung, welche nur eine Art von Menschen, den Adel, kannte. Sollte man hierdurch nicht zu dem oben ausgesprochenen Urtheile berechtigt sein?

Wenige Jahre sind erst verflossen, wo man, nach den vorhergegangenen grauenhaften Bauernaufständen, den Bauern die schweren Fesseln der Abhängigkeit vom Gutsherrn abnahm, aber man that es wohl zu rasch, ohne die erforderliche Vorbereitung, weil bis dahin so gar nichts für die Bildung und Aufklärung des Volkes geschehen war. Der Erfolg entsprach nicht der Erwartung, es konnte nicht sein. Der Bauer, gewöhnt an wenig Bedürfnisse, benutzt seine Freiheit um nur noch mehr als früher zu faulenzen, die Tagelöhne stiegen, es war leicht so viel zu verdienen, als man zum Leben und zum Saufen brauchte. Daher überall die Klage über Arbeitermangel und über schlechte Arbeiter, daher der oft laut werdende Wunsch

zum Colonisiren, aber Deutsche will man haben, man fängt an den Werth des deutschen Arbeiters zu schätzen, um so mehr, da man gegen den Unterschied, welchen man in einzelnen ältern deutschen Dörfern wahrnimmt, nicht blind sein kann.

Ist das aber der rechte Weg? Ich glaube kaum, es scheint mir in diesem Falle kaum gerathen, die Colonisation zu befördern, denn abgesehen davon, daß der Deutsche sich sehr schwer zwischen den Slaven behaglich fühlt, sind arbeitende Hände im Lande genug, wenn sie nur arbeiten wollen. Man wecke nur die Bedürfnisse, man gewöhne den Bauer an bessere Wohnungen, an Hausgeräthe verschiedener Art, an bessere Nahrung u. dgl., man erwecke durch Behaglichkeit im Hause den häuslichen Sinn, durch das Bestreben sich zu schmücken den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit und die Lust an häuslicher Arbeit bei den Frauen. Ich sage noch ein Mal, man vermehre die Bedürfnisse, man hebe die Consumtion und das Bestreben, sich dieselben zu verschaffen, wird zu größerem Fleiße und zu mehr Arbeitsleistung ganz von selbst führen. Allerdings kann eine so große sociale Umwälzung nicht auf ein Mal, nicht durch Gesetze und Schreiberei bewirkt werden, sie ist nur allmälig durchzuführen durch eine wahre Gesittung und Bildung des Volkes. Kirche und Schule sind die großen Hebel, welche in Bewegung gesetzt werden müssen, es muß Licht werden und man muß das

Dogma fallen lassen, daß je dümmer das Volk, je leichter es zu regieren sei. Man muß eine wahrhafte Aufklärung befördern, den Menschen im Menschen achten und den Stock aus den Gerichtssälen verbannen. Ich halte die Aufgabe gerade für Galizien sehr schwer, denn eine spätere Vergleichung mit den ebenfalls sehr rohen Volksstämmen im Banate wird zeigen, daß dort der Urstoff im Volke noch besser ist, als hier, aber ein Mal muß doch dazu geschritten werden, wenn Oesterreich die Stelle im europäischen Staatensysteme behaupten will, welche ihm mit Recht zukommt. Und daß nicht eher dazu geschritten, ist eine von den größten Unterlassungssünden, welche begangen wurde.

Eine andere Unterlassungssünde will ich nur flüchtig berühren, es ist die, daß man so wenig für die innere Communication gethan hat. Man ist im Begriff sie zu verbessern, und die Eisenbahn von Krakau nach Lemberg wird auch hier ihre Wirkung auszuüben nicht verfehlen.

Die Last der Centralisation und des Bureaukratismus drückt ebenso auf Galizien, wie auf den übrigen Ländern Oesterreichs, der Mangel an guten Beamten, der Mangel an Achtung vor den Beamten wird auch hier gleich fühlbar. Da ich aber im Verfolg meiner Reise mehr in den Stand gesetzt wurde, über die Erfolge dieses Systems mir ein Urtheil zu verschaffen, werde ich das Weitere bis dahin versparen.

Ohnmöglich kann man über Galizien sprechen, ohne der Juden zu gedenken, welche in diesem Lande sich einen Einfluß erworben haben, wie in keinem anderen. Man wird schwerlich viel fehlen, wenn man die Behauptung aufstellt, daß der ganze Handel und Verkehr in ihren Händen liegt. Dabei sind sie die Geschäftsleute aller Classen der Bevölkerung und fast ohne Ausnahme die Pächter der Wirthshäuser und Branntweinschenken. Doppelte Gelegenheiten also das Volk auszunutzen. Es wird in Galizien kein Gutskauf gemacht, kein Getreide, Vieh, kurz kein Product von den größeren Gütern verkauft oder irgend was für ein Geldgeschäft abgeschlossen, ohne Vermittelung des Juden, aber auch der Bauer bedarf seiner bei allen seinen kleinen Geschäften, es ist unmöglich sich von ihnen zu emancipiren, weil sie fest zusammenhängen und absolut kein Geschäft ohne sie zu machen ist. Die Juden sind mit der ihnen eigenen Betriebsamkeit und Gewandtheit die eigentlichen Herrscher aller Geschäfte und den Bauern gegenüber unterstützt sie dabei ihre Eigenschaft als Wirthe in den Branntweinschenken vortrefflich. Vor Allem sucht der Jude den Bauern zum Borgen zu veranlassen. Hat er das erreicht, so wird diese Bande nie im Leben wieder abgestreift werden können. Der Bauer ist und bleibt der Leibeigene des Juden, aber nicht das allein, auch mancher Gutsherr theilt sein Schicksal. Wie die Juden geschickte Geschäftsleute sind, unermüdlich jeden,

auch den kleinsten Vortheil mitnehmen, benutzen sie zugleich alle Wege, um diesen zu erlangen, sollen oft solche einschlagen, welche sich mit der strengen Rechtlichkeit nicht wohl vereinigen lassen.

So kann man sicher dem schon oft gehörten Ausspruch, daß die Juden eine wahre Geißel für Galizien geworden sind, beistimmen. Aber eine andere und sehr schwer zu beantwortende Frage ist die, wie das Uebel zu bessern sei? Die Juden sind in Galizien eine Macht geworden, welche nicht so leicht zu werfen ist, ja ich behaupte, daß sie für dieses Land, für den Standpunkt seiner Bevölkerung bei dessen Unkunde in allen Geschäften vor der Hand gar nicht zu entbehren sind, denn es würde ohne sie eine totale Stockung alles Verkehrs sofort eintreten. Der Bauer hat von nichts, was das Geschäftsleben angeht, Kenntnisse, er kann allein auch das Geringste nicht besorgen, er kann auch nichts beginnen, denn es fehlt ihm total an Betriebskapital. Alles das ersetzt und giebt der Jude, ja man sagt vielleicht nicht zu viel, wenn man behauptet, daß ohne ihn eine lange Zeit des noch größern Verfalls für Galizien kommen würde, so lange bis im Volke mehr Bildung und Intelligenz geschafft worden wäre.

Im Allgemeinen sind die Tagespolitiker sehr bereit, diese Frage durch die Emancipation der Juden zu erledigen, allein es möge doch damit in Galizien fein vorsichtig zu Werke gegangen werden. Als die

wahrscheinlichste Folge einer Gleichstellung der Israeliten mit den christlichen Bewohnern würde ein großer Theil des Grundbesitzes in die Hände der ersteren kommen und es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß viele große Güter zerschlagen und die Geltung des großen Grundbesitzes wesentlich beeinträchtigt würde. Man kann 'über die staatswirthschaftlichen Vortheile oder Nachtheile der großen Gutskörper streiten, aber ich kann im Allgemeinen die Auflösung derselben und damit den Verfall so mancher alten, mit den historischen Erinnerungen des Landes eng verbundenen Adelsgeschlechter, nur für ein großes National-Unglück halten, welches in einem Lande wie Galizien ohnfehlbar mit einer bedeutenden Schärfe hervortreten würde. Mit einer höheren Bildung und Gesittung wird das Volk eine größere Selbstständigkeit und somit eine größere Unabhängigkeit von den Juden nach und nach erlangen, aber das wird lange dauern, und etwas mehr Nachhülfe von Seiten der Regierung wäre daher sehr wünschenswerth. Das hat man, glaube ich, auch sehr wohl anerkannt, über die Art der Lösung dieser schwierigen Aufgabe verlautet zur Zeit noch nichts.

Ich beendige hier den Ausflug in Galizien und führe den geneigten Leser rasch dem eigentlichen Ziele meiner Wanderung zu.

Mit der Eisenbahn ging es, abermals Krakau berührend, ohne Aufenthalt durch Schlesien und Mähren bis Gänserendorf, von wo ab die eigentlich ungarische Ostbahn beginnt, wenn sie auch erst bei Marchegg die Grenze Ungarns berührt. Bis Preßburg hält sich die Bahn fern von der Donau, durchschneidet ein anmuthiges wohl bebautes Hügelland, die Hügel mit Reben besetzt und häufiger mit Ruinen geschmückt. Bei Preßburg bleibt man eine kurze Strecke an der Donau, durchschneidet dann einen ziemlich einförmigen Landstrich und erst wenn die schönen Kuppeln des neuen Domes zu Gran am rechten Ufer des Stromes sichtbar werden, gewinnt man ihn wieder, um ihn bis Pesth nicht weiter zu verlassen. Das Land wird am linken Donau-Ufer immer flacher, während sich am rechten eine Bergkette fortzieht, auf deren letzten Hügeln sich Ofen erhebt, wogegen Pesth auf einer sandigen Ebene am linken Ufer seine große Häusermasse ausgebreitet hat.

II.

Pesth und Ofen. — Handel und Verkehr. — Die alte ungarische Verfassung und die Bestrebungen der Nationalpartei. — Die Magyaren. — Das Nationalmuseum. — Nach Temesvar. — Die Pusta. — Die Dörfer und die Landwirthschaft. — Die Einwanderungen deutscher Ackerbauer. — Der Ankauf und die Pachtung von Gütern.

Am Endpunkte des von Westen sich heranziehenden Hügellandes, am Eingange zu der großen Pusta, welche sich nach Osten zu in unabsehbarer Eintönigkeit bis zu den Bergen des Banates oder den Vorbergen Siebenbürgens hinzieht, und an einem mächtigen Strome belegen, bringt es schon diese geographische Lage mit sich, daß die Städte Pesth und Ofen in der ungarischen Geschichte stets eine große Rolle spielten. War es doch auf dem Felde Rakos bei Pesth, wo die adeligen Stammeshäupter des von Osten eingebrochenen Nomadenvolkes ihre Landes-Versammlungen zu Pferde hielten und ihre Könige wählten.

Durch die Donau schon früh auf die Handels-Vermittelung des Ostens mit dem Westen hingewiesen,

wurde in der Neuzeit Pesth durch die Eisenbahn, welche das Innere des Landes und die fruchtbare Theisgegend durchschneidet und bei Basiasch sich wieder an die Donau legt, ohnbestritten der Centralpunkt zwischen der Production und der Consumtion. Hier ist der große Stapelplatz für ungeheure Waarenmassen, welche mit dem Osten ausgetauscht werden, hier concentrirt sich der ganze Frucht-, Woll- und Oelhandel, sowie ein Theil des Weinhandels aus dem Innern Ungarns ebenso, wie der Verkehr mit Hornvieh und Schweinen, welche außerdem in großen Massen aus Serbien, der Moldau und Wallachei hierher geführt werden. So weit das österreichische Gebiet gen Osten reicht, steht jeder Kaufmann, welcher irgend größere Geschäfte macht, mit Pesther Häusern in Abrechnung, jenseits dessen wird nur gegen baares Geld gehandelt. Die Pesther Preise sind entscheidend für all' die weiten Länder nach Osten zu, welche hierher ihre Waaren bringen. Man braucht sich nur an dem schönen Donaukai umzuschauen, das Leben der Dampfschiffe und den Verkehr auf der Eisenbahn zu beobachten, um einen Begriff von der Wichtigkeit des Handels dieser Stadt zu erhalten. Man wird aber zugleich begreifen, daß bei den großen Schwankungen, welche die Natur des Vieh-, mehr noch des Getreidehandels mit sich bringt, zwei Dinge von der größten Bedeutsamkeit für die Producenten und also für die Hebung der Landwirthschaft sind, ich meine die Möglichkeit, für

den Landwirth in den Jahren, wo reiche Ernten in andern Ländern den Absatz hier stocken lassen, auf eine einfache Weise Geld bekommen zu können und möglichst geringe Frachtsätze für diese schwer in's Gewicht fallende Producte. In letzterer Beziehung wird sehr über die Staatseisenbahn-Gesellschaft geklagt, in ersterer hat man die Frucht- und Weinhalle, eine Niederlage für Wolle errichtet u. dgl. m. Aber Geld in Ungarn zu bekommen ist für den kleinern Landbesitzer fast nicht möglich und doch ist es für diesen ganz besonders wichtig, weil seine Producte, bei gesegneten Ernten in andern Ländern, geradezu unverkäuflich sind. Er hat bei Ueberfluß von Agrikultur-Producten und guten Preisen viel Geld, aber verbraucht auch viel, im entgegengesetzten Falle fehlt es. Ebenso fehlt es bei Anfängern oft am Betriebskapitale. Diesem Mangel abzuhelfen bestehen, so viel mir bekannt geworden, in Ungarn keine Anstalten. Zwar sollen von der Hypothekenabtheilung der Nationalbank in Wien auch Vorlehn auf ungarischen Grundbesitz gewährt werden, allein unter so erschwerenden Bedingungen, daß diese Verordnung für den kleinen Grundbesitzer gar nichts hilft. Unter der Summe von 5000 Gulden wird von der Nationalbank nicht geborgt und der Grundwerth wird auf die Basis des hundertfachen Grundsteuerbetrages berechnet. Dabei wird das Darlehn von der Bank nicht baar, sondern in Pfandbriefen gewährt, bei deren Umsatz der Empfänger einen mehr oder minderen

Verlust hat. Die Sparkassen, welche in Ungarn eine weite Verbreitung haben, geben selten auf Hypotheken Geld her, weil sie besser rentirende Wechselgeschäfte machen. Von Privaten aber ist noch weniger etwas zu mäßigen Zinsen aufzutreiben, denn der Wucher steht, trotz der scharfen Gesetze dagegen, in Ungarn in schönster Blüthe.

Wie unendlich wichtig dieser Gegenstand für die Hebung der Landwirthschaft und insbesondere für ein Land ist, dessen Reichthum überwiegend auf der Rohproduction vom Boden beruht, bedarf wohl einer weitern Erörterung nicht.

Die Förderung dieser aber steht mit der Blüthe von Pesth in der innigsten Verbindung, und so gewiß hier die Zeit helfen wird, ebenso gewiß hat diese Stadt noch eine große Zukunft.

Wer wollte es leugnen, daß in den reichen und von der Natur so überaus begünstigten Ländern an der mittleren und unteren Donau noch unberechenbare Schätze vergraben sind, welche nur der geschickten Hand sie zu heben warten. Man braucht die Blicke nicht über die österreichischen Grenzen zu werfen, noch ist innerhalb derselben viel, sehr viel zu thun, ehe diese weiten Länder den Grad der Cultur erlangt haben, welcher ihrer natürlichen Beschaffenheit entspricht, ehe die Hülfsquellen, die der Wald und der Bergbau gewähren, gehörig flüssig gemacht sind, ehe eine dem Reichthume dieser Landstriche entsprechende wohlhabende

Bevölkerung reiche Zuflüsse zum Schatze des Staates geben wird. Aber die Zeit wird kommen, wo alles dieses eintritt, sie muß kommen, weil der Gang der Cultur ein unaufhaltsamer ist. So wenig bis jetzt Oesterreich seine Aufgabe, die Cultur nach Osten zu verbreiten, im eigenen Lande gelöst hat, so wird es doch auch über die Grenzen hinausschauen müssen, weil dieses die natürliche Verbindung mit den Donau abwärts gelegenen Ländern mit sich bringt. Diese werden von Jahr zu Jahr der Cultur zugänglicher, die Zustände sind dort der Art, daß eine Veränderung erfolgen muß, und die Aufgabe Oesterreichs ist, den rechten Augenblick zu erfassen, um dort mit all' dem Einfluß aufzutreten, welchen ihm seine Lage und seine Machtstellung in die Hand giebt. Wird im Innern, wie nach Außen eine gedeihliche Entwickelung dieser Völker herbeigeführt, wer will den Einfluß ermessen, welchen dieselbe für die österreichische Monarchie, für ganz Deutschland und im Besondern für die Städte Pesth und Ofen herbeiführen wird.

Der erste und wichtigste Schritt dazu wurde durch Aufhebung der alten ungarischen Verfassung, durch Wegräumen der Zollschranken mit der Monarchie und durch Beförderung der Verkehrswege gethan. Bei der alten Verfassung war letztes unmöglich, es mußte eine größere Centralisation erfolgen.

Das Königreich Ungarn bildete früher mit dem Temser Banate, der Wojwodschaft Serbien, Kroatien

und Slavonien ein Ganzes, eingetheilt in 47 Komitate und 5 Districte. So wie die Verfassung sich entwickelt hatte, war es gewissermaßen ein Förderativstaat, dessen Gesetzgebung und sociale Sonderstellung der einzelnen Komitate jede Maaßregel unausführbar machte, welche für das ganze Land hätte wohlthätig wirken können. Die örtlichen Interessen und die besonderen Privilegien jedes Komitats waren stets im lebhaftesten Widerstreite, so wie von Reformen die Rede war, oder so wie Mittel zu nützlichen Unternehmungen für das Ganze verlangt wurden. Alle materiellen Fragen, und waren sie für das Land von der höchsten Bedeutung, mußten bei dieser Zerrissenheit, bei dieser halsstarrigen Verfolgung localer Interessen unausgeführt bleiben.

Die Komitate bildeten Ungarn. Aus ihren öffentlichen Verhandlungen entnahmen die Deputirten zum Reichstage ihre Instruktionen. An der Spitze der Komitate stand der vom Könige ernannte Obergespann, welcher aus dem höhern Adel genommen wurde, sein Stellvertreter war der Vicegespann, und durch die Notare, Protonotare und Stuhlrichter wurde ein scharf ausgeprägtes adeliges Munizipalregiment geführt, welches sich selbst durch Wahl erneuerte. So waren die Komitats-Versammlungen nicht nur die Grundlage für die Repräsentation am Reichstage, welcher aus dem Hause der Magnaten und aus den Komitats-Abgeordneten bestand, sondern sie wurden auch, so wie

letztere mehr und mehr die Leitung der Geschäfte an sich rissen, als Pflanzschule der Redner und Staatsmänner Ungarns immer wichtiger. Damit kam aber ein demokratisches Element in die ungarische Reichsverfassung, welches ursprünglich nicht darin enthalten war.

Der Adel hatte in Ungarn die ungemessensten Privilegien und benutzte sie unter andern auch dazu, die Macht der Könige so viel als möglich herabzusetzen. Er war alleiniger Herr auf seinem Gute, er konnte mit seinen Bauern so ziemlich nach Willkür verfahren. Der Stock trieb sie unerbittlich zur Robbot, selbst über Leben und Tod hatte bis etwa vor 50 Jahren der ungarische Grundherr noch zu verfügen. Der Bauer hatte vom Grundherrn, je nach den Komitaten verschieden, 22 bis 62 Joch Land und Wiese für eine eigene Wirthschaft im Besitz. Dafür hatten sie 52 Tage Span- und 104 Tage Handdienste zu leisten, einen Gulden Miethzins für die Wohnung, ein Neuntel der Production dem Gutsherrn, ein Zehntel der Geistlichkeit zu geben und die Staatssteuer baar zu zahlen. An die Scholle war der Bauer nicht gebunden. Der Adel dagegen war steuerfrei und hatte doch die Auflegung der Steuern auf dem Reichstage in der Hand, denn die wenigen Stimmen der Städte kamen nicht in Betracht, und die Geistlichkeit, ebenfalls mit Adelsrechten, stimmte mit dem Adel.

Die stürmischen, in der Regel mit blutigen Raufereien gewürzten Komitats-Versammlungen waren der Tummelplatz des niederen besitzlosen Adels, welcher willig dem Eindruck der feurigen Rede folgte und seine Stimme Dem gab, welcher das meiste bot. Zwar fanden sich auch wohl die Magnaten und die höhere Geistlichkeit auf den Komitats-Versammlungen ein, aber nicht um für das Allgemeine zu wirken, sondern um Einfluß zu gewinnen und ihre Interessen zu vertheidigen, und um den Bauernadel zu Parteizwecken heranzuziehen und zu benutzen. So kam es, daß sich das verächtlichste und verderblichste Bestechungswesen, ein vollständiger Seelenhandel bei den Komitatswahlen ausbildete, der noch weit verderblicher als die Wahlbestechungen in England wirken mußte, weil dort nur der Parlamentssitz dadurch errungen wird, in Ungarn aber auch ein Einfluß auf die Interessen des Komitates oder der Wählerschaft, welche ihn gesandt hatte, die Folge war. Es war so weit gekommen, versicherten mich unbefangene Ungarn selbst, daß der unfähigste Mann, wenn er nur viele Mitglieder des Bauernadels auftreiben und für sich gewinnen konnte, keine Schwierigkeiten fand, zu den ersten Stellen im Komitate gewählt zu werden, wenn er nur genügendes Geld und dadurch für ihn bewaffnete Fäuste auftreiben konnte. Wußte der Mann gar durch seine Person, durch seine Reden zu bestechen, so war er ganz sicher, während der bescheidene, arme, oder zu gewissenhafte

Mann, um derartige Mittel anzuwenden, und wenn er noch so klug und gelehrt war, zu nichts kam.

Nicht soll es bestritten werden, daß unter dem ungarischen Adel sich manche tüchtige Kraft hervorthat, aber ebenso wenig darf man verschweigen, daß in vielen Komitaten eine förmliche Oligarchie und ausgedehnter Nepotismus herrschte, wo am Ende Alles sich dem Interesse einiger Familien beugen mußte.

Erwägt man dazu den Stand der Intelligenz unter dem niedern Komitatsadel (Sandalenadel auch wohl genannt, weil er in Bauern-Sandalen einherstolzirte), welcher bei den Abstimmungen den Ausschlag gab, seinen lebhaften, leicht aufgeregten Sinn, mit einem guten Theil Nationalstolz gepaart, so wird man sich über das schließliche Resultat nicht wundern.

Kein Land in Europa hatte so früh wie Ungarn eine so freie Munizipalverfassung, aber sie war darum nicht die beste, sie konnte das Land nicht vor der Zersetzung schützen, weil ein eigentlicher Bauernstand nicht bestand und der Bürgerstand in den landesfürstlichen freien Städten einen viel zu geringen Einfluß hatte. So fehlte der rechte Gemeingeist, und das wirkte um so verderblicher, da auch der hohe Adel seine Pflicht nicht erfüllte. Ohne den vielen tüchtigen Mitgliedern desselben zu nahe zu treten, darf man doch behaupten, daß es den mehrsten großen Grundherren nicht darum zu thun war, sich die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Unterthanen zu erwerben und nur

wenige bemüht waren, die Cultur des Landes, wahre Gesittung und Bildung des Volkes zu heben. Sie suchten möglichst viel Geld aus ihren Besitzungen zu ziehen, um dasselbe in Wien, in Paris oder in den Bädern mit Glanz zu verschwenden.

Bei einer solchen Lage der Dinge war für Ungarn eine Aenderung geboten, die alten Munizipalfreiheiten waren in ihren Grundlagen untergraben und einsichtsvolle mit den Verhältnissen des Landes völlig vertraute Männer äußerten die Ansicht, daß auch ohne die Revolution von 1848 eine durchgreifende Abänderung der Verfassung, um eine größere Einheit in die Regierung zu bringen, nothwendig geworden wäre, wenn das Land in seiner Entwickelung solche Fortschritte machen solle, wie es die fortschreitende Bewegung im übrigen Europa verlange. Gewiß ist es für Ungarn geboten, den großen Grundbesitz zu erhalten und mehr und mehr zu kräftigen, ebenso gewiß wäre es von Haus aus besser gewesen, die historischen Rechte und die althergebrachte Stellung der Magnaten mehr zu achten, als es geschehen ist. Hierin mag die neue Zeit gut machen, was versehen wurde, aber eine staatsbürgerliche Bevorzugung eines Standes auf Kosten der andern ist in unserer Zeit unhaltbar geworden. Das beweist die Geschichte und sie lügt nicht, wenn man ihre Stimme auch oft überhört.

Es läßt sich bei einer Reise in Ungarn leicht herausfühlen, daß eine gewisse Unbehaglichkeit und

Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen besteht, allein das ist mehr oder minder in allen Theilen des österreichischen Kaiserstaates der Fall. Die unglücklichen Experimente mit der Gesetzgebung, besonders mit der Organisation des Gemeindewesens, das bureaukratische Beamtenthum, die übertriebene Centralisation und die Lage der Finanzen mit dem nicht geringen Steuerdruck sind die Hauptpunkte, welche man überall als Klagepunkte hinstellen hört. Ich habe bei meiner diesmaligen Reise in Oesterreich von so vielen Männern in sehr verschiedener socialer Stellung ganz entschieden die Ansicht aussprechen hören, daß eine Besserung nur von Einführung einer Repräsentativ-Verfassung, wenn auch nicht in der Form einer Parlaments-Regierung, vielmehr die Verschiedenheiten der unter Oesterreichs Scepter wohnenden, an Gesittung und Cultur so durchaus von einander abweichenden Volksstämme auf eine vernünftige Weise berücksichtigend, zu erwarten sei, daß man sie wohl als eine allgemeine Stimme bezeichnen kann. Man fühlt, daß eine wirkliche Controle der Finanz-Verwaltung absolut nöthig ist, wenn der Staatscredit gehoben werden und wenn das Vertrauen zurückkehren soll. Man erkennt sehr wohl, daß der Uebergang von der Verwaltung im alten Ungarn zu der jetzigen Beamtenwirthschaft ein schroffer war, man verlangt erstere zwar nicht zurück, aber man haßt den Schreiberei-Unfug, welchen die Centralisation gebracht hat und

zeigt weniger Achtung für die Beamten, als zu wünschen wäre. Hierin, in Abschüttelung des absoluten Beamten-Regiments, sind Alle einstimmig und hier allein mögen wohl Wünsche zur Rückkehr nach dem Alten laut werden. Aber ebenso einig sind die wahrhaft gebildeten Männer darin, daß die Unwissenheit des Volkes bekämpft werden müsse, es kann in socialer, politischer und materieller Hinsicht erst besser werden, wenn Aufklärung, Bildung und Unterricht die Finsterniß der Geister besiegt und die Sittlichkeit hebt.

Man begreift aber auch, daß ein gewisser Einfluß auf die Gesetzgebung durch Männer, welche das Vertrauen des Volkes genießen, eine dringende Nothwendigkeit wird. Das letzte Experiment mit dem 376 Paragraphen haltenden Gemeindegesetze hat zum gesetzgeberischen Berufe des Reichsrathes alles Vertrauen gründlich zerstört. Ueber dieses Institut hört man einstimmig nur mißbilligende Urtheile. Es habe die Gesetze verschlechtert, statt sie zu verbessern, die Sachen verschleppt, statt sie zu fördern.

Die gegenwärtigen Bestrebungen der altmagyarischen Partei scheinen mir keinen Boden im Volke zu haben, sie können es auch nicht, denn das Volk würde geradezu gegen sich selbst wüthen. Sollte das Volk sich diesen Bewegungen anschließen, so kann das nur aus Unverstand geschehen, indem es über seine wahren Interessen nicht aufgeklärt, den lockenden Vorspiegel-

ungen in seinem leicht zugänglichen Sinne Gehör giebt. Der beklagenswerthe Irrthum, daß man dieses kernige und edle Volk nicht zur bürgerlichen Freiheit heranbildete, wie man ihm die Ketten des Adels abnahm, kann sich möglicherweise schwer rächen. Doch glaube ich es weniger, denn man verkennt nicht die großen materiellen Fortschritte, welche das Land seit 1851 gemacht hat, und würdigt vollständig die gesegneten Einflüsse, welche die Grundentlastungen und andere agrarische Gesetze gehabt haben. In den ungarischen Distrikten beginnt die Entwickelung eines Bauernstandes, welcher sich vor der Hand sehr wohl fühlt, keinen Robbot mehr leisten zu müssen, fleißig seinen Boden baut und bei wenig Bedürfnissen wohlhabend wird; vor Allem gilt das vom deutschen Bauer. Der Einfluß, welchen die Neugestaltung der Verhältnisse auf die Bauern bereits gehabt hat, wird für die Ungarn und Deutschen als ein unverkennbar guter geschildert. Dagegen behauptet man, daß bei den slavischen Bewohnern nach der Aufhebung des Robbot eine größere Faulheit als früher eingetreten sei, daß in den slavischen Distrikten die Bauern sehr geneigt seien, ihr Grundeigenthum zu verkaufen und mit der ihnen angebornen Wanderlust auf die Wanderschaft gehen, sich als Hülfen bei der Landwirthschaft und mit anderer Tagelöhnerarbeit ihren Unterhalt zu erwerben.

Eine Rückkehr zum Alten scheint absolut unmöglich, sie würde nur im Interesse der Adelsherrschaft,

nicht im Interesse des Ganzen liegen, es würde eine Reaktion, unter dem Gewande des Liberalismus mit einem hervortretenden Nationalitätsprinzipe, nur den alten Druck der Bauern herbeiführen. Abgesehen davon, daß Oesterreich schwer fehlen würde, den Grundsatz der Einheit für die Monarchie aufzugeben, würde durch einen solchen Schritt den materiellen Fortschritten die allerempfindlichste Wunde geschlagen werden und das dürften die Finanzleute an der Steuerkraft des Landes bald bemerken. Der Magyarenadel hat ohne Zweifel dieselben Ansprüche auf eine angemessene politische Freiheit, auf ein Mitrathen in seinen Angelegenheiten, als alle anderen Stämme und Stände des Kaiserstaates, aber es möchte schwer zu beweisen sein, weshalb derselbe besonders bevorrechtet zu werden beanspruchen und weshalb er verlangen kann, daß seine Sprache im Lande die herrschende werden soll, wo in der That von der überwiegend größeren Menge der Bewohner andere Sprachen geredet werden. Und so glaube ich auch, daß man dieses auf das Uebergewicht des magyarischen Stammes gerichtete Bestreben um so weniger einen großen Werth beilegen kann, als in Ungarn selbst die verschiedenen Volksstämme sehr bunt unter einander gemischt leben, häufig nicht einmal Dorfweise getrennt sind und weil, wenn man das ganze alte Königreich Ungarn betrachtet, die Magyaren nicht einmal das numerische Ueber=

gewicht*) haben, an Intelligenz aber sicher hinter der germanischen zahlreichen Bevölkerung zurückstehen.

Ich habe öfter die Aeußerung gehört, wenn von Sonst und Jetzt die Rede war: „Freilich war die Gerichtspflege bei unsern Stuhlrichtern recht schlecht und kostete viel Geld, aber man bekam doch wohl oder übel einen Bescheid. Bei den jetzigen Gerichten kostet es ebenso viel und man zahlte gern, wenn man nur eine Erledigung seiner Klage erhalten könnte, so aber werden die Sachen auf eine unerhörte Weise verschleppt.“ Im Verlaufe meiner Mittheilungen werde ich Gelegenheit haben, auf diesen Punkt der Unzufriedenheit zurückzukommen und nachweisen können, in wie fern derselbe berechtigt erscheint. Im Banate habe ich über die Stellung der Behörden zum Volke eine ziemlich genaue Einsicht erlangt. Es ist ein Grundirrthum, wenn man die frühere Verwaltung des Landes als wohlfeiler denn die jetzige hinstellt,

---

*) Wird das Banat mitgerechnet, so sind in Ungarn nach Czörnig's Berechnungen

9,200,248 Einwohner, darunter
4,222,113 Magyaren,
1,046,327 Deutsche,
2,737,093 Slaven und
933,327 Rumänen,

so daß erstere hier schon in der Minderheit sind; je mehr Nebenländer man zur Berechnung zieht, desto ungünstiger wird für die Magyaren das Verhältniß.

wie das von der magyarischen Seite geschieht; sie war freilich wohlfeil für den Adel, aber nicht für das Volk, womit aber keineswegs die Behauptung ausgesprochen werden soll, daß die gegenwärtige Verwaltung das Prädicat als eine wohlfeile verdiene.

Die Städte Pesth und Ofen, wo ich den ersten Halt im Ungarnlande machte, gaben mir zunächst Veranlassung zu dieser kurzen allgemeinen Betrachtung, welche zum Verständniß der Zustände beitragen werden. Ich werde nun den Eindruck schildern, welchen diese Städte auf mich gemacht haben.

Pesth hat in dem an der Donau belegenen Stadttheile und im Centrum der Stadt ein vollständig großstädtisches Ansehen. Es ist bis auf die ungarischen Schilderinschriften an den glänzenden Läden, den Haufen von Wasser- und andern Melonen, Massen von Pfirsichen, Weinträuben, Zwiebeln, dem rothen Paradiesapfel und dem so beliebten Paprica (spanischen Pfeffer) auf den Märkten und den verschiedenartigen Trachten der in der Stadt verkehrenden Landleute nichts, was Pesth von einer andern großen Stadt so unterscheide, daß ein ganz besonders ausgeprägter Charakter für dasselbe in Anspruch genommen werden könne. Bis jetzt hat man eine der selten gebotenen Gelegenheiten, um eine wundervolle Zierde der Stadt an den Ufern der Donau herzustellen, gänzlich ver-

nachlässiget, ich meine eine angemessene Bepflanzung des schönen Platzes zu beiden Seiten der Kettenbrücke. Wäre dieser Platz nicht ganz dem merkantilen Verkehre geopfert, sondern mit schönen Baumgruppen und derartigen Anlagen geziert, es müßte ein selten schöner Platz werden, aber für derartige Verschönerungen scheint man keinen Sinn zu haben, denn auch im Innern der Stadt fiel mir der Mangel an Bäumen und der Ueberfluß an Schmutz unangenehm auf. Uebrigens zieren die Donauseite viele hübsche Häuser, große herrschaftliche Paläste reicher Magnaten, moderne Gasthäuser, die Kornbörse u. s. w. Auch im Innern der Stadt findet man manches schöne Haus und das Ganze macht einen wohlhäbigen Eindruck. Vor Allen aber spricht der rege Verkehr auf den Marktplätzen und insbesondere auf dem Kai und auf der Donau an, welche überdem durch eine große Anzahl Schiffsmühlen belebt wird.

Hier ist auch der Uebergang auf der schönen, schon oft beschriebenen Kettenbrücke nach Ofen, eine Stadt von einem ganz anderen, offenbar alterthümlicheren, ich möchte sagen mehr historischen Charakter als ihre Nachbarin am linken Donauufer. Ofen liegt auf mehreren Hügeln, von welchen der Schloßberg der höchste ist und war in alten Zeiten eine Festung von Bedeutung, ein gewünschter Besitz des jeweiligen Herrschers Ungarns in den mannigfachen Kämpfen um dessen Krone. Jetzt sind die Festungswerke nur un-

bedeutend, nach Osten liegt auf einem isolirten Hügel ein neues Fort, welches die ganze Stadt dominirt. Kommen wir über die Brücke, so führt durch den Schloßberg ein Tunnel, welcher uns auf der andern Seite in die Stadt der Raitzen, wie man in Ungarn die Serben nennt, bringt, auf den Berg führt eine breite Straße, durch Terrassen, mit Gärten und Bäumen geschmückt. Von den argen Zerstörungen, welche Ofen bei dem Sturme im Jahre 1849 erlitt, sieht man gegenwärtig keine Spur mehr. Die Verwüstungen hatten größtentheils die serbische Seite getroffen.

Von dem Schlosse, welches nach der Donauseite mit einer breiten mit Linden besetzten und mit Blumen geschmückten Terrasse umgeben ist, hat man eine reizende Aussicht auf Pesth, die Donau, weit hinaus auf das flache Land und auf die mit Weinstöcken bepflanzten Hügel der Umgebung Ofens. Die weiter hinten liegenden Berge sind zum Theil ganz kahl und große Wasserrisse zeigen auch hier die verderblichen Folgen der Entwaldung solcher exponirten Höhen. In der Nähe von Pesth erblicken wir wohlgepflanzte Gärten, reich mit Obstbäumen, hochstämmigen Pfirsichen u. dgl. besetzt, worin dem Fremden besonders die Massen von Paprica auffallen, welche hier gebaut werden. Man sieht, daß es eine nationale Lieblingsspeise ist und in der That fehlt die rothe und grüne Paprica, in Essig eingemacht, sowie die getrocknete und pulverisirte als spanischer Pfeffer auf keiner Tafel.

für den Ungewohnten ein sehr scharfes Essen, soll es aber gegen die Fieber dieses Landes ein treffliches Specifikum sein. Auch erzählte man mir, daß von Pesth aus alljährlich große Massen nach England ausgeführt würden, wohl nur in der Gestalt von spanischem Pfeffer. Auch Melonen in allen Formen, von der beliebten großen Wassermelone, mit ihrem rosenrothen Fleische und schwarzen Kernen, bis zu den feinsten Zuckermelonen werden hier viel gebaut, denn in diesem gesegneten Lande bedarf es zu deren Zucht weder Mistbeete noch eine besondere Sorgfalt. Man sagte mir, daß in der Nähe von Pesth ein Joch (gleich 2,25 preuß. Morgen) Gartenland auf 4—600 Fl. Reinertrag zu bringen sei.

Mit Ausnahme der Parthie um das Schloß, in dessen Nähe das Monument für den General Renzi und dessen tapfern Soldaten steht, welche bei dem Sturme von Ofen in der Revolution von 1848 hier den Heldentod fanden, sieht man in Ofen selbst wenig bedeutende Häuser, aber das Ganze ist eigenthümlich, man sieht mehr, daß man in einem fremden Lande weilt. Hier scheinen noch mehr Landleute zu verkehren als in Pesth und der längere Aufenthalt in einem von diesen besuchten Gasthause gab mir Gelegenheit, ihre äußere Erscheinung zu beobachten.

Die Männer des ungarischen Landvolkes, wovon ich hier nur spreche, sind im Allgemeinen nicht hoch gewachsen, mehr von mittler Größe, aber einer schlan=

ken, kräftigen Körperform im wohlgefälligen Ebenmaaß, wobei mir vorzüglich die wohlgebildeten, selbst kleinen Hände und Füße auffielen. Die Gesichtszüge sind scharf, mit einem vorherrschenden Ernste, dichten, buschigen Augenbrauen und starkem, nie fehlenden Schnurrbart. Die Haare sind meist braun, bis ins Dunkele schwarz, bei Kindern sieht man viel hellere, selbst blonde Haare. Die kleinen, lebhaften, durchdringenden Augen sprechen, wie die ganze Erscheinung des Mannes, ein gewisses Selbstgefühl oder wenn man will, Stolz und Charakterfestigkeit aus, ihre Farbe ist selten so schwarz wie bei den Raizen oder Wallachen, mehr braungrau. Die Gesichtsfarbe ist sehr braun, eine echte Wetterfarbe, die Bildung des Kopfes und Gesichtes mehr rundlich; so schöne Formen wie bei den Romanen sieht man nie, wohl eher die scharf hervorstehenden Backenknochen der mongolischen Gesichtsbildung mit aufgeworfener Nase und etwas schief geschnittenen Augen, welche mich lebhaft an die Gesichtsformen der Lappen erinnerten, welche ebenfalls die mongolische Race nicht verleugnen können.

Es mag übrigens für den Fremden sehr schwer sein, ein ganz treffendes Bild von dem ächten Magyarenstamm zu entwerfen, denn bei den vielen Volksstämmen des Ungarlandes war eine Mischung derselben unvermeidlich. Mir hat hier vorzugsweise ein Greis zum Modell gesessen, dessen schneeweiße Haare und Schnurrbart, scharf von dem braunen Gesichte ab=

stechend, mir den Eindruck machte, das sei ein ächter, unverfälschter Magyar. Seine Tracht war, wie meistens die des Landvolkes, weite weiße leinene Hosen, weite Hemdärmel, das blaue ungarische Brusttuch, ein Mittelding zwischen einer Weste und Jacke, hohe derbe Schuhe und ein breitkrämpiger schwarzer Hut.

Der Charakter des Mannes spricht sich am meisten aus, wenn er mit seinem Pferde handthiert, sei es, daß er im tollen Jagen mit seinem kleinen, leichten Wagen dahin raset, sei es, wenn er zu Pferde über die weite Pusta fliegt, oder wenn er in Ruhe die Pflege seiner Lieblinge besorgt. Hier erkennt man den wahren rossebändigenden Steppensohn, den Nachkommen des kühnen Reitervolkes, welches einst aus dem fernen Asien in die ungarischen Ebenen einritt.

Von dem weiblichen Geschlechte kann ich wenig sagen, die Frauen muß man im Hause, in der Familie beobachten, wenn man sie beurtheilen will und dazu ward mir nur wenig Gelegenheit. Jedenfalls muß man sie aber, ohne dem schönen Geschlechte zu nahe zu treten, für weniger schön als die Männer erklären. Runde, braune, gesunde Gesichter, mit rothen Lippen, weißen Zähnen, dunkelm, oft weniger sorgsam gepflegten Haar und meist braunen Augen ohne besonderen Ausdruck, dabei mehr stark in ihren Körperformen, ohne eine proportionirte Größe, als hübsch ist, und in den Bewegungen genau so graziös als die meisten unserer Bauerweiber. Die Tracht bot etwas

Bemerkenswerthes nicht dar, wohl aber war ein gewisser Mangel an Sauberkeit zu bemerken, welcher sich auch im Hauswesen, so viel ich davon sah, oder auf den Schiffen und in den Gasthäusern, kurz, ziemlich weit verbreitet geltend macht, allerdings aber nicht in dem Grade, wie man alles dieses in Galizien oder selbst bei einem Theile der ungarisch-slavischen Bevölkerung findet.

Die Einwohnerschaft von Ofen hat sich nach den Stämmen mehr oder minder in eignen Quartieren angesiedelt und dadurch erhält diese Stadt für etnographische Beobachtungen ein eigenthümliches Interesse. Hoch oben an und um die Burg lebt das Militair und die Beamten. An den Höhen stromabwärts, wenn ich nicht irre, nannte man diese Hügelreihe mit den mir sehr heimathlich klingenden Namen „Blocksberg", haben die Raizen ihre Wohnstätte aufgeschlagen, am Ufer leben meist Magyaren und Deutsche, letztere weiter stromaufwärts den Weinbau treibend und in dem als Alt-Ofen bezeichneten Stadttheile findet man als fleißige und geschätzte Handwerker wiederum vorzugsweise unsere Landsleute. Auch die Kinder Israels waren vertreten, doch vermag ich nicht anzugeben, ob sie einen besondern Stadttheil bewohnen, jeden Falls gelangte ich bei meinen Wanderungen nicht dahin. So gemischt wie in der Stadt soll auch die Bevölkerung in der Umgebung sein. Zur Zeit der Pesther Messe aber nimmt das Bunte der verschiedenen Stämme

einen fast orientalischen Charakter an, denn dann erscheint der Serbe aus dem Großfürstenthume im Nationalkostum und immer schwer bewaffnet, der Türke, der Armenier, der wallachische und moldauische Kaufmann und um die Zahl voll zu machen, fehlt der musicirende Zigeuner niemals. In einzelnen Exemplaren aber findet man alle diese Nationen immer in Pesth und Ofen vertreten und das ist für den Fremden kein geringer Anziehungspunkt dieser Schwesterstädte.

In Pesth verdient für den Geschichts- und Alterthumsfreund das National-Museum, in einem eigens für dasselbe gebauten Hause untergebracht, eine hervortretende Beachtung. Schon im Jahre 1802 legte der für die Entwickelung Ungarns sehr bedeutende Staatsmann, der Minister Szechenyi, den Grund dazu. In einer seiner drei Abtheilungen, der historischen, repräsentirt es ganz dieselbe Idee wie das germanische Museum in Nürnberg und es ist zu wünschen, daß der deutsche Patriotismus sich ebenso zeigen möge, wie das mit dem ungarischen in so hohem Grade der Fall war. In der That haben die edeln Geschlechter der Ungarn hier viele ihrer theuersten und werthvollsten Familienandenken zum öffentlichen Nutzen hinterlegt und es wurde dadurch ein ungemein frisches Stück der ungarischen Geschichte vor die Seele des Beschauers gebracht. Hier finden wir sehr viele Erinnerungen aus der Römer Zeiten, massig sind die alten Waffen

aus der Türkenzeit, von den Bekennern Muhameds in reicher Zahl erbeutet, eigne Waffen von vielen ungarischen Helden u. dgl. m.

Die zweite Abtheilung enthält die naturhistorische Sammlung, sich indessen nicht so eng auf die Grenzen Ungarns beschränkend, wie das z. B. mit dem skandinavischen Museum in Stockholm der Fall ist. Es bringt auch schon die Lage Ungarns mit sich, daß hier so ziemlich — mit Ausnahme der hochnordischen Thiere — die ganze fauna von Europa repräsentirt ist. Der Reichthum der Sammlung erscheint groß, so weit ein flüchtiger Durchblick zu einem Urtheile befähiget.

Am wenigsten bedeutend erscheint das Kunstkabinet. Mich zogen besonders die Portraits mehrerer bedeutender Männer an, man findet unter andern auch das des Stifters dieser Anstalt. Ueber den Werth der vorhandenen Bildhauerarbeiten vermag ich eben so wenig zu urtheilen, wie über die Bilder, ich bin kein Kunstkenner. Ueberhaupt ist es nur meine Absicht, auf dieses interessante Denkmal der Vaterlandsliebe aufmerksam zu machen, nicht dasselbe zu beschreiben.

Von Pesth nach Temeswar. Die Romantik einer Reise durch die Pusta verschwand mit der Dampfwagenfahrt, aber eine wahre Wohlthat ist es, rasch über diese einförmigen Ebenen fortgeführt zu werden.

Eine gute Strecke hinter Pesth führt der Weg noch durch eine wohlbebaute Gegend, viele Dörfer reihen sich am Wege; Holzungen von Eichen und neuere Anlagen von gut wachsenden Akazien finden sich häufiger, erst wenn man sich Niederungen oder der Theis mehr nähert, hören diese auf, ebenso wie die Dörfer, wogegen größere Städte in weiteren Entfernungen von einander an deren Stelle treten. Die Bauernhäuser sind hier durchgehends massiv, einstöckig, nach der Hofseite mit einer offenen Galerie, vielleicht nothdürftig mit einem Stück alten Zeug verhängt. Hier ist die Schlafstelle der Familie während des Sommers, wie die überall offen dastehenden Betten bezeugen. Scheunen findet man in allen niederungarischen Dörfern nicht. Das Getreide wird sofort nach der Ernte auf dem Felde mit Ochsen oder Pferden ausgetreten, wobei indessen der größte Theil des Strohes in kleine Theilchen zerstückelt wird. Man hat mich wiederholt versichert, daß selbst deutsche Bauern diese Sitte angenommen hätten, weil bei den hohen Holzpreisen Scheunenbauten sehr kostbar seien. Selbst bei großen Gütern sieht man die Strohfeimen in der Nähe der Ställe im frühen Herbste aufgebaut, ein Beweis, daß auch diese der Landessitte folgen.

Der Boden wechselt zwischen Sand und dem schwarzen humosen Steppenboden, welchen wir schon in Galizien kennen lernten. Auf der Pusta findet sich letzterer fast allein. Näher bei Pesth wird mehr

Getreide gebaut, dann beginnt der Mais (Kukurutz) herrschend zu werden, zwischen welchen man vorzugsweise Kürbis zieht. Tabak, welcher früher in Ungarn eine bedeutende Rolle spielte, wird jetzt nur wenig erbaut, seitdem die Production in die kaiserlichen Tabaksfabriken verkauft werden muß. Je weiter man nach Niederungarn kommt, desto mehr bemerken wir die Cultur des Weizens; der Banater Weizen hat einen besonders guten Ruf. Nur in den Districten, wo vorzugsweise Wallachen wohnen, bleibt der Kukurutz vorherrschend, da dieser deren Hauptnahrung ist. Die größeren Güter widmen in den besseren Bodenlagen, welche namentlich an der Grenze der Pusta überaus wechselnd sind, auch dem Rappsbau die gebührende Aufmerksamkeit. Auf den Feldern näher bei Pesth bemerkt man eine sorgfältigere Ackerbestellung, der Sandboden wird reichlich gedüngt, der schwarze Boden dagegen wird weniger sorgfältig behandelt und erhält niemals Dünger. Die landwirthschaftlichen Fuhren und die Beackerung werden überwiegend mit Ochsen geleistet.

Neben den Bahnhöfen sieht man, oft in langen Reihen, größere oder kleinere Bretterverschläge (Szallas) für die Aufnahme von Schweinen, ebenso sind die Eisenbahnwagen so eingerichtet, daß sie für deren Transport mit Tränktrögen versehen sind, denn nichts bringt das Schwein rascher herunter, als Mangel an frischem Wasser. Auch auf viele Hornviehtransporte

deuten die zweckmäßig mit gehörigen Lüftungsöffnungen versehenen Wagen hin.

Die Pusta selbst wurde schon so oft beschrieben, so daß ich um so mehr von einer Beschreibung Umgang nehmen kann, da eigentlich nicht viel davon zu beschreiben ist. Weite Ebenen, dicht mit üppigem Gras bewachsen, wo das Auge nur auf den wenigen Viehställen und den reichlich vorhandenen Ziehbrunnen einen Ruhepunkt findet. Zahlreiche Rindvieh-, Pferde- und Schafheerden beweiden diese Flächen. Die Sonne ging unter und in lebhafter Erinnerung stand ein Bild von Kummer in Dresden vor meinen Augen: „Der Sonnenuntergang auf der Pusta", worin deren Charakter überaus treu wiedergegeben ist. Je mehr der Abend heran kam, desto mehr loderten überall einzelne Hirtenfeuer auf und warfen scharfe Schlagschatten in das Düster der Nacht. In einer schönen Sommernacht mag das Leben der Hirten sich ganz romantisch anschauen, wie in mir eine solche Betrachtung rege wurde, als ich die malerischen Gruppen von Menschen und Hunden um die Feuer betrachtete. Aber wenn der Herbst kommt und Sturm und Unwetter über diese baum- und schutzlosen Flächen unaufhaltsam und mit unwiderstehlicher Gewalt forttobt, dann hört sicher alle Romantik auf und der bittere Ernst eines solchen Lebens tritt scharf hervor. Und doch ist der Hirt der Pusta bei den mäßigen Ansprüchen, welche er macht, bei dem Gefühle der Frei-

heit, ein glücklicher Mensch, er sehnt sich nicht nach den engern Verhältnissen des Dorfes und bleibt seiner Beschäftigung treu sein Leben lang.

Als wir durch die meist nett und reinlich anzuschauenden Dörfer vor dem Eintritt in die Pusta fuhren, äußerte ich mich gegen einen meiner Reisegefährten darüber mit einer gewissen Befriedigung und hob den auffallenden Unterschied des bessern Aussehens dieser Orte mit denen in Galizien hervor. Der Herr, wie sich nachher herausstellte, ein großbegüterter echter Magnat, ging zuvorkommend auf die Unterhaltung ein.

Er gab mir recht, meinte aber auch, im Innern der ungarischen Dörfer sei es doch nicht Alles so, wie es sein sollte. „Reisen Sie durch das ganze Land,“ fügte er hinzu, „und Sie werden es ohne zu fragen sofort erkennen, wenn Sie in einem deutschen oder einem ungarischen Dorfe sind, von den slavischen und wallachischen gar nicht zu reden. In den ersteren finden Sie stets mehr Ordnung, Reinlichkeit, Nettigkeit, so in dem Dorfe, wie in den Häusern, in der Wirthschaft mehr Intelligenz, einen bessern Betrieb, im Allgemeinen mehr Wohlhabenheit.“

Auf meine Frage, worin das liege, wurde mir die Antwort:

„Die Deutschen, sie mögen auch noch so lange im Lande sein, behalten ihren Fleiß, ihre Arbeitsamkeit und Einfachheit, und wenn sie jetzt frisch in's Land kommen, so haben sie mehr Einsicht von dem Ackerbau

und überhaupt mehr Bildung, als meine Landsleute. Nur das will mir nicht bei ihnen gefallen, daß sie so bald ungarische Sitten annehmen und sogar ihre Namen verleugnen. Sehr bald," fuhr er fort, „oft schon unter den ersten Eingewanderten weicht die deutsche Tracht der ungarischen; das mag indessen noch sein, denn sie paßt offenbar besser für unser Klima; dann aber wird der Name nach ungarischem Klange umgewandelt und in den Sitten sucht sich der Deutsche dem Ungar möglichst zu nähern. Es ist, als ob er sich seiner Nationalität schäme, und das gefällt mir nicht."

Nun, mir gefiel das auch nicht; daß aber der Deutsche bei dem auf seine Nationalität so stolzen Ungarn durch eine solche totale Ungarisirung nicht an Achtung gewinnt, scheint mir klar, wenn sie auch sonst seine guten Eigenschaften schätzen. Uebrigens hatte die Bemerkung vollen Grund, denn schon in Pesth hatte ich, nicht ohne Aerger, derartige in's Ungarische übersetzte ehrliche deutsche Namen auf den Schildern der Handwerker gesehen. Für uns Deutschen ist leider die Erfahrung nicht neu, denn wohl sind unsere Landsleute zur Colonisation geschickt, aber nicht dazu, eine Verbindung mit dem Mutterlande zu erhalten. Wir haben aber ein gemeinsames und geachtetes Vaterland nicht, der kleinliche Stammesgeist begleitet uns in die Fremde, und so scheuen wir uns nicht, uns mit den Fremden zu mischen und uns ihnen zu beugen.

Indem ich meinem Reisegefährten meine Zustimmung zu erkennen gab, bemerkte ich, daß dieses leichte Nationalisiren den Ungarn gegenüber doch kein Nachtheil sei, weshalb man sich dann nicht bemühe, in das Land, dem es doch an Arbeitskräften fehle, tüchtige und fleißige Deutsche, die neben ihren arbeitgewohnten Händen in ihrer höhern Cultur und oft auch im Baaren bedeutende Capitalien mitbrachten, mehr deutsche Einwanderer zu ziehen? Es sei mir oft gesagt, daß der Ungar eben keine besondere Sympathie für seinen westlichen Nachbar hege. Das, setzte ich hinzu, müsse also seinen besondern Grund haben, denn in dem edlen und biedern Charakter der Ungarn liege eine solche Abneigung gegen ein Volk sicherlich nicht, mit welchem sie doch so manche heiße Türkenschlacht Mann an Mann gestanden und gefochten hätten?

„Ja, Herr," erwiederte mit funkelnden Augen mein alter Magnat und wurde ganz eifrig, „darin haben Sie ganz recht, wir erkennen der Deutschen guten Eigenschaften, den Nutzen, den unser Land von den Einwanderungen derselben hat, vollständig an, aber wie können wir für ein Volk Sympathien hegen, mit welchem wir Jahrhunderte lang in feindlichen politischen Beziehungen gestanden haben? Daß dieses durch die Jahre 1848 und 49 nicht besser geworden ist, können Sie leicht denken. Aber dennoch wird jeder vernünftige Ungar die deutsche Einwanderung lieber sehen, als jede andere, wir würden auch weiter

damit sein, wenn man nicht seit der Theresianischen Zeit so manche Mißgriffe von Seiten der Regierung gemacht hätte. Erst das neueste Gesetz vom vorigen Jahre wird günstiger wirken."

Wir hielten an einer Station, ein junger Mann trat an den Wagen, mein Reisegefährte verabschiedete sich, bestieg einen vierspännigen kleinen Wagen und fuhr rasch landeinwärts. Mir war die Unterhaltung von großem Interesse und ich finde hier einen Anknüpfungspunkt, um dasjenige zu erzählen, was ich über die deutschen Ansiedelungen, so weit sie auf Ackerbau gerichtet sind, in Erfahrung gebracht habe. Ueber die Ansiedelungen in dem Banater Bergwerksdistrikte werde ich später sprechen.

Wahr ist es, was mein alter Reisegefährte sagte, die deutschen Dörfer, wie die von Deutschen cultivirten Felder zeichnen sich vor Allen aus. Diejenigen Dörfer, welche ich sah, waren alle schon älteren Ursprungs, immer sind die, welche allein von Deutschen bewohnt werden, besser wie die, wo eine gemischte Bevölkerung lebt, insbesondere tritt letztere nachtheilig auf, wenn sie verschiedenen christlichen Bekenntnissen angehören. Wahr ist es auch, daß man im Aeußern den Deutschen nicht mehr erkennt, aber Sprache und Sitten, Einfachheit, Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit hat der Bauer beibehalten, und das ist doch die Hauptsache. Wo die Einwanderer einen guten Boden und eine gesunde Lage gefunden haben, befinden sie sich

gut, Viele werden sehr wohlhabend. Ich lernte einen protestantischen Pfarrer von Klein-Schemlack, einer rein deutschen und ganz protestantischen Gemeinde von 600 Seelen, bei Verséc im Banate kennen, welcher mir viele Belege dafür anführte. Diese kleine Gemeinde bauete in diesem Jahre eine neue Kirche fast ganz aus eigenen Mitteln, und der würdige Pfarrer meinte, wenn sie nur im laufenden Sommer nicht von der großen Ueberschwemmung so arg mitgenommen wären, so würden seine Bauern die nöthigen Mittel ganz allein geschafft haben.

Die deutsche Einwanderung in Ungarn hat schon von alten Zeiten her Statt gefunden, man führt sie auf die erste Verbreitung des Christenthums zurück. Die bedeutenden Einwanderungen meist aus Franken in die Zips in den Karpathen Nordungarns und nach Siebenbürgen fanden schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts Statt. Sie erhielten große Privilegien und haben sich namentlich die „Sachsen" in Siebenbürgen noch ziemlich unvermischt erhalten, obwohl ihre Blüthe durch die Türkenkriege sehr geknickt und die Bevölkerung bedeutend dadurch herabgebracht wurde. Mit den größten Erfolgen für die Einwanderung von Ackerbau-Colonisten aber ist die Regierung von Maria Theresia zu bezeichnen, indem man diese unter sehr vortheilhaften Bedingungen auf den Cameral-Gütern ansiedelte, und da manche Private und Städte dem Beispiele der Regierung folgten, wurden in dieser und

der folgenden Joseph'schen Zeit viele neue Dörfer, meistens von Deutschen, begründet und fremde Handwerker aller Art ließen sich in den Städten nieder. Die Einwanderungen auf Staatskosten fanden jedoch in dem großen Kostenaufwande bald ihre Beschränkung und sind seit der Regierung von Kaiser Joseph II. nicht wieder aufgenommen worden. Die spätern Kriege mit Frankreich brachten sie gänzlich in's Stocken, wenngleich einzelne Einwanderungen niemals ganz aufgehört haben und besonders in der neuern Zeit einzelne Deutsche, bei der leichteren Verbindung mit Ungarn, dort ihr Glück suchen oder gelegentlich dort hingerathen und hängen bleiben.

Unter den größeren deutschen Einwanderungen der neuesten Zeit hat die von einer Anzahl Hannoveraner im Jahre 1858 in die Gegend von Szolnok und Debreczin unternommenen, viel von sich reden gemacht und es sind über deren Erfolge manche ungünstige Gerüchte in Umlauf gebracht. Ich bin zwar selbst nicht in diesen Ansiedelungen gewesen, habe indessen Gelegenheit gehabt, mit wohlunterrichteten Männern darüber zu sprechen, welche den Zustand derselben im Allgemeinen befriedigend darstellten und versicherten, daß die Einwanderer mit ihrer Lage zufrieden seien und voll Zuversicht auf die Zukunft blickten.

Gegen früher hat sich das Verhältniß der Einwanderer wesentlich verändert, indem der Preis des Bodens in ganz Ungarn so gestiegen ist, daß es

Niemandem mehr einfallen wird, Grund und Boden, selbst in den am wenigsten bebauten Landstrichen, unentgeldlich abzugeben. Die näher der deutschen Grenze gelegenen Landstriche, z. B. die ehemaligen Oedenburger und Wieselburger Comitate haben Preise von 3—400 Gulden für das Joch guten Bodens, wogegen man in der Pusta von Niederungarn, in der Theis=Gegend, dem fruchtbaren Banate und der serbischen Wojwodschaft noch das Joch um 80—150 Gulden kaufen kann. Die Theis=Gegenden, wo die Regulirung des Flußes nicht stattgefunden hat, sind zwar fruchtbar, aber ungesund, es herrschen dort die dem Fremden so verderblichen Fieber, aber die übrigen genannten Distrikte bieten bei ihrer geringen Bevölkerung und den für den Ackerbau günstigen Verhältnissen noch ein weites Feld für Ansiedelungen dar. Gewiß wird hier für deutschen Fleiß und deutsche Capitalien mit weit größerer Zuversicht eine neue Heimath zu gründen sein, als jenseits des Oceans.

Einwanderungen in größerer Anzahl, so daß die Deutschen gleich eine Gemeinde bilden, Pfarrer und Lehrer erhalten können, in einer gesunden Gegend und durch Ankauf des Bodens von einer Pusta, oder in den mehr gebirgigen Theilen des Banates nach Siebenbürgen zu, werden als die geschildert, welche am ersten den besten Erfolg haben. Einzelner Anbau kann nur in schon vorhandenen deutschen Ortschaften gerathen werden, immer aber eher zwischen den

Magyaren und Wallachen, als zwischen Slavaken oder gar Serben.

Jede Familie muß genügendes Kapital zum Ankauf, den Anbau und die Einrichtung des Betriebes haben. Ist das nicht da, thut sie besser, gleich als Handarbeiter zu beginnen, wobei ein guter Verdienst auch für Weiber und Kinder ist, z. B. bei den Weinbergsarbeiten. Der Tagelohn steht sehr verschieden hoch, im Banate wechselt er in den Acker- und Weinbau treibenden Gegenden zwischen 35 Xr. bis 75 Xr. für die Weiber und zwischen 75 Xr. bis 1 fl. 40 Xr. für die Männer. Ein fleißiger und sparsamer Mann ist im Stande, sich nach und nach eine Summe zu ersparen, womit er sich eine eigene Existenz gründen kann, denn die Lebensbedürfnisse sind billig.

Die Colonisten begehen darin einen großen Fehler, daß sie meistentheils im Frühjahre ankommen. Es ist das an sich für Fiebergegenden, und man trifft das Fieber weit verbreitet, selbst bis in's Banater Gebirge hinein, die ungesundeste Jahreszeit, dann kommt der heiße Sommer, welchen, arbeitend gesund zu ertragen, einige Gewöhnung verlangt, und wenn dann bei einem ohnehin schon angegriffenen Körper, im Genusse des vielen und schönen Obstes eine vernünftige Diät nicht gehalten, vielleicht etwas viel Wein getrunken wird, so sind die Wechselfieber, welche nur zu leicht in Typhus ausarten, sofort da. In kurzen Worten, vom Frühjahre ab überstehen die Einwanderer

die Acclimatisirungs-Epoche viel schwerer, als wenn sie im Herbste anlangen, wo sie sich nur gegen das Gelüste des Obstessens zu waffnen brauchen.

Ein anderer Fehler wird sehr häufig darin begangen, daß neben heimischen Ideen, welche alle sofort ausgeführt werden sollen, viele Colonisten auch mit schweren Kosten heimische Ackerwerkzeuge und sonstige Geräthe mitbringen. Die ungarische Landwirthschaft steht zwar in den meisten Orten auf einer tiefen Stufe, allein es giebt in jedem Lande und für jede Oertlichkeit gewisse aus der Erfahrung gewonnene Anhaltspunkte, welche man ohne Schaden nicht verlassen darf. Daher thut ein jeder neue Ankömmling wohl, nur erst nach sorgfältiger Erwägung Neuerungen einzuführen und nicht von vorn herein, mit dem Glauben an sein besseres Wissen, verachtungsvoll auf die Landessitte zu blicken. An diesem Glauben an seine Ueberlegenheit scheiterte schon Mancher beim Uebertritte in ein fremdes Land.

Größere Herrschaften sind in Ungarn immer zu kaufen, am wohlfeilsten soll man jetzt noch in den nördlichen von Slavaken bevölkerten Landestheilen kaufen können. Eine sehr beachtenswerthe Vorsicht ist aber die, daß man sich genau nach den Arbeiterverhältnissen erkundiget. Fehlt es an Menschenhänden, und das ist sehr häufig der Fall, so mag man wohl überlegen, ob Mittel und Gelegenheit da sind, Arbeiter mitzubringen, weil sonst von einer Verbesserung des land-

wirthschaftlichen Betriebes nicht die Rede sein kann. Was die Mittel anbetrifft, so muß, aus den oben rücksichtlich der Creditverhältnisse bemerkten Gründen, baares Geld zum Ankaufe und zum Betriebskapitale da sein. Der gewöhnliche Zinsfuß, wozu, wiewohl selten, in Ungarn auf Hypothek Geld ausgeborgt wird, steht zu 6 Procent.

In den meisten Fällen werden die großen Güter zwar noch in eigener Regie bewirthschaftet, allein in neuester Zeit findet auch das Pachtsystem mehr und mehr Eingang, und die Besitzer werden, die großen Vorzüge desselben anerkennend, dasselbe gewiß noch weiter ausdehnen. Hier ist offenbar ein lohnendes Feld für den deutschen Landwirth, welcher bei angemessenen Mitteln, Kenntnissen und Thätigkeit bei einer Pachtung einen sicherern Erwerb findet, als bei einem Ankauf, und dabei weit mehr die Wahl hat, in die ihm zusagendsten Lagen sich niederzulassen, die Größe und die seinem Geschmacke entsprechenden landwirthschaftlichen Gewerbe u. dgl. mehr zu berücksichtigen, als das bei einem Kaufe der Fall sein kann.

In Szegled geht die Theis=Bahn nach Arad, Großwardein und Debreczin ab. Sie wird später ohne Zweifel die Verbindung nach Siebenbürgen vermitteln. Bei Szegedin überschreitet man die Grenze

des Banates und zugleich die Theis auf einer mächtigen eisernen Brücke, welche als ein Meisterwerk angesehen wird, um so mehr, da deren Erbauung wegen des weichen, schlammigen Grundes eine schwierige Arbeit war. Szegedin, eine Stadt von mehr als 80,000 Einwohnern, hat durch ihre Lage an der schiffbaren Theis und der Eisenbahn einen lebhaften Verkehr mit den Rohproducten der fruchtbaren und reichen Theis-Niederungen. Hier concentrirt sich insbesondere der Handel mit dem Banater Weizen, welcher meistens auf der Theis zur Donau geführt wird.

Auf dem größten Theile des Weges hat man sich satt und müde an der Pusta geschaut und man ist froh, endlich in Temesvar einen Ruhepunkt zu finden.

III.

Temesvar. — Die Bevölkerung des Banats und der serbischen Wojwodschaft. — Die Organisation der Behörden. — Die Verwaltung und die Beamten. — Nach Oravicza. — Weinbau im Banate. — Die wallachische Familie über Zustände in der Wallachei. — Ein Semliner Kaufmann über Milosch.

Temesvar, die Hauptstadt des Banates und der serbischen Wojwodschaft, liegt völlig in der Ebene an der Temes, welche in den Bergen der Militairgrenze entspringt, für kleine Fahrzeuge bei Lugos schiffbar wird und bei Panscova in die Donau fällt. Im Sommer wird ihr Wasser zur Speisung des Bega-Canals verwendet, welcher die alte Bega mit der Theis verbindet. Der Canal versorgt Temesvar mit Holz aus den an demselben liegenden ärarischen Wäldern.

Die Stadt hat nahe 30,000 Einwohner, eine regelmäßige Bauart, mehrere schöne Häuser an den größern Plätzen. Sie ist eine starke Festung, der Sitz der Statthalterei, des Civil- und Militair-Gouverneurs

über das Banat, die Wojvodschaft und die Militairgrenze der drei Regimenter, deutsch Banater, illirisch Banater und roman Banater, eines römisch-katholischen und griechischen Consistoriums, des Oberlandesgerichtes, der Oberstaatsanwaltschaft, der Finanz-Landes-Direction und einer großen Menge mittlerer und unterer Behörden.

Das Temeser Banat und die Wojvodschaft mit dem genannten Theile der Militairgrenze umfaßt den südöstlichsten Theil der Donauländer der österreichischen Monarchie, ist im Norden von Ungarn, im Osten von Siebenbürgen und der Wallachei, im Süden von der Donau, Serbien und Syrmien und im Westen von Ungarn und Slavonien begrenzt. In der Militairgrenze des Roman-Banater Regiments und in dem Bergwerks-Distrikt von Oravicza ist das Land gebirgig, die Berge steigen nach der Siebenbürgischen Grenze bis über 7000 Fuß an, während der Donauspiegel bei Basiasch nur 180 Fuß über dem schwarzen Meere liegt. Das übrige Land ist bis auf einige kleinere Erhebungen bei Versécs eben und hat nach der Donau zu einige bedeutende Sümpfe.

Der Flächenraum des Banates und der Wojvodschaft beträgt 544 geogr. Quadratmeilen und der der hierher gehörigen Militairgrenze 181 Quadratmeilen.

Bunter wie hier wird schwerlich in einem andern europäischen Lande die Bevölkerung gemischt sein.

Mit Ausnahme der Militairgrenze finden wir unter 1,496,390 Bewohnern*):

416,930	Wallachen,
402,890	Serben,
351,730	Deutsche,
232,730	Magyaren,
26,860	Slavaken,
23,900	Bulgaren,
16,270	Juden,
12,000	Zigeuner,
7,120	Ruthenen,
3,000	Kroaten und
2,960	Griechen.

In der Militairgrenze wohnen ohne den Grenzwaffenstand

im Deutsch-Banater	Regimente		84,584,
= Illirisch-	=	=	69,942,
= Roman-	=	=	78,568,

zusammen 233,094 Einwohner.

Die Regiments-Orte sind Pancsova für das Deutsch-Banater, Weißkirchen für das Illirisch- und Karansebes für das Roman-Banater.

---

*) Die Zahlen sind aus Nain's Statistik und zwar vom Jahre 1846. Sie mögen jetzt anders sein, aber das Verhältniß unter sich wird sehr wahrscheinlich eine erhebliche Veränderung nicht erlitten haben.

Man hat versucht, die Sprachgebiete dieser verschiedenen Volksstämme zu trennen und somit ihre Hauptsitze zu constatiren, allein es ist das nur in großen Umrissen möglich, weil selbst in den compakten Sprachgebieten meistens doch Untermischungen vorkommen. Die Romanen z. B. leben mehr im Osten des Banates, die Magyaren im Westen, am rechten Ufer der Theis, die Serben bilden nur in den beiden Syrmi'schen Distrikten am rechten Ufer der Donau eine compakte Masse. Die Deutschen haben drei Punkte, wo sie in größerer Menge auftreten, die sind im ehemaligen Temeser Komitate, dann weiter westlich in den früheren Komitaten Torontala und Bacs, aber man findet sie sonst überall nicht nur einzeln, sondern Ortschaftsweise, wie das die vielen Ortsnamen inmitten der andern Sprachgebiete, welche ein Zusatz von Deutsch oder ganz Deutsch sind, beweisen, z. B. Deutsch-Fascat, Deutsch-Oravicza, Deutsch-Reschitza, Deutsch-Lugos ꝛc., oder Steierdorf, Franzdorf, Ferdinandsdorf, Liebling, Moritzfeld u. s. f. Die Bulgaren sind im Bezirke von Kraszova, Jabolcsa und Lupak ebenfalls fast rein, die übrigen Volksstämme aber leben im ganzen Gouvernement zerstreut.

Eben so bunt findet man die verschiedenen Religionsbekenntnisse durch einander. Nach einer von Nain gegebenen Uebersicht waren im Temeser Banate und in der Wojvodschaft

614,577 Römisch-Katholische,
11,612 Griechisch-Katholische (Uniirte),
679,556 Griechen (Nichtuniirte),
50,911 Protestanten, Augsb. Confession,
26,127 Reformirte,
16,214 Juden.

Ob sie friedlich mit und unter einander leben, hängt lediglich von den persönlichen Eigenschaften und Ansichten der Geistlichen ab. Sind diese tolerant und vernünftig, wahrhafte Prediger des Christenthums, dieser Religion der Liebe, so geht es gut, im entgegengesetzten Falle nicht. In Bezug auf Proselytenmacherei spricht man am wenigsten günstig von den römisch-katholischen Priestern. Wie ich im Banate war, wurde eben das neueste Edikt über die Gleichstellung der Protestanten bekannt; diejenigen Prediger, Augsburger Confession, welche ich darüber sprach, waren davon befriedigt, sagten aber die beklagenswerthen Wirren voraus.

Temesvar ist, wie schon gesagt, der Sitz der Statthalterei, an dessen Spitze der Militairgouverneur mit einem Stellvertreter (ad latus) steht, in derselben Eigenschaft, so weit es den Civildienst anbetrifft, wie der Statthalter in andern Kronländern. Uebrigens ist die Statthalterei mit einem Hofrathe, einer entsprechenden Zahl von Statthaltereiräthen besetzt und die Banater Forstdirection bildet ein Departement in derselben. Diesem steht ein Forstdirector vor, welchem

ein Forstmeister, ein Forstcommissair und ein Förster beigegeben sind, um unter dem commandirenden General die obere Leitung der Forstverwaltung, so weit sie zu dem Temesvarer General-Commando gehört, wahrzunehmen. Die Waldmasse in demselben giebt man auf 600,000 Joch an. Vor Kurzem wurde das Forstwesen in der Grenze neu organisirt, wonach für die Verwaltung 4 Forstmeister oder Oberförster mit 40 Revierförstern eingesetzt sind. Die Forstmeister und Oberförster stehen unter dem Regiments-Commando und haben, mit Ausnahme des einen zu Mehadia wohnenden Oberförsters, ihren Sitz an dem Regimentsplatze. Die Forstmeister sind die forstlichen Beiräthe des Obristen, haben von diesem Befehle zu empfangen, wie die Förster von dem Hauptmanne, in dessen Compagniebezirke ihre Reviere liegen. Wenn ich weiter unten von der Militairgrenze überhaupt spreche, werde ich noch einige Specialien über das Forstwesen beibringen.

Die Organisation der Statthalterei ist rein bureaukratisch, der oberste Chef hat allein zu entscheiden, die Räthe haben nur eine berathende Stimme.

Das Temesvarer Verwaltungsgebiet war seit 1782 ein Theil des Königreiches Ungarn und umfaßte 4 alte Komitate und 2 Distrikte des Syrmier Komitates. Bei der neuen Organisation wurde dasselbe als ein selbstständiges Militair- und Civil-Gouvernement in 5 Distrikte oder Kreise abgetheilt, welche

wiederum in eine verschiedene Anzahl Bezirke, im Ganzen deren 26, zerfallen. Die Kreisbehörden haben ihren Sitz zu Groß-Becskerek, Lugos, Neusatz, Temesvar und Zombor. Die größern Städte Neusatz, Temesvar, Teresiopel, Zombor und der Markt Groß-Becskerek bilden eigene Verwaltungsbezirke.

In der untersten Instanz, in den Bezirksämtern, ist die Justiz von der Verwaltung nicht getrennt. Sie haben die politische Verwaltung, die Justiz-Pflege, die Polizei und die directe Besteuerung. Sie sind rein bureaukratisch organisirt und der Vorstand an der Spitze trägt die alleinige Verantwortung. Die Besetzung dieser Bezirksämter ist nach der Größe sehr verschieden, das zu Oravicza aus etwa 67,000 Seelen, welches zugleich politische und Untersuchungs-Behörde ist, hat neben dem Vorstand 2 Adjuncten, 3 Actuare, 4 Kanzlisten als Angestellte.

Ueber den Bezirksämtern, eine Mittelbehörde zwischen denselben und der Statthalterei bildend, stehen die Kreisämter, in welchen ebenfalls der Kreis-Vorstand die alleinige Entscheidung hat. Ihnen liegt insbesondere die Ueberwachung der untergeordneten Beamten ob, die Beaufsichtigung des Verwaltungsdienstes, die Oberleitung der Polizei-Angelegenheiten, das Conscriptionswesen, Vorspann, Bequartirung 2c. des Militairs, die Instanderhaltung der öffentlichen sog. Kreisstraßen, Brücken u. dgl., Ueberwachung der Grundbuchsführung, der Verlassenschafts- und Waisen-

Sachen, der Arreste und des Zustandes der Verhafteten. Ebenso die Steuer- und Medicinal-Angelegenheiten des Kreises. Das Personal eines Kreisamtes, z. B. Lugos, einer rein politischen Behörde, besteht aus dem Kreisvorstande, 3 Kreiscommissaren, 1 Kreisarzt, 1 Registrator und 3 Kanzlisten. Die Entbehrlichkeit dieser Kreisämter wird vielfach behauptet.

In Bezug auf die Justiz sind die Bezirksämter den Kreis-Gerichten für einen jeden Kreis untergeordnet und von diesen geht der Instanzenzug an die für den ganzen Verwaltungsbezirk des Temeser Banates und der Wojwodschaft Serbien eingesetzen Oberlandesgerichte. Als oberste Justizbehörde für den ganzen Kaiserstaat mit Ausnahme der Militairgrenze gilt der oberste Gerichtshof zu Wien. Die sämmtlichen Justizbehörden haben eine collegialische, schriftliche und heimliche Organisation. Ob Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nicht einen besseren, rascheren Rechtsgang herbeiführen, welcher eben dadurch auch wohlfeiler werden würde, erscheint kaum zweifelhaft.

Ich werde über die untern Verwaltungsbehörden noch einige Bemerkungen hinzufügen. Da in deren Händen doch zunächst und zumeist das Wohl und Weh des Volkes liegt, sind sie für mich der Gegenstand besonderer Beachtung gewesen.

Die österreichische Organisation der Verwaltungsbehörden erscheint an sich nicht zusammengesetzter oder schwerfälliger, als die in den meisten andern deutschen

Staaten. Klagt man aber in diesen schon, und das mit wohlbegründetem Rechte, über viele unnütze Schreiberei, so ist das in Oesterreich noch mehr der Fall. Man betreibt hier die Geschäfte mit einer ganz ungemessenen Weitschweifigkeit, es hat sich dadurch eine Schwerfälligkeit in dem Geschäftsverkehr und in der Form entwickelt, welcher man fast in jedem Erlasse begegnet. Jeder, auch der geringfügigste Gegenstand wird schriftlich verhandelt und zwar mit einer Umständlichkeit und Gründlichkeit, als ob es nur der Zweck wäre, recht viele und recht dicke Acten zu schreiben. Der Sache wird aber doppelt dadurch geschadet, einmal indem die Erledigungen nicht erfolgen und dann, weil diese unendlichen Verschleppungen das Ansehen der Behörden untergraben. Ueber diese Verschleppungen hört man allgemeine und bittere Klagen und nach vielen mir darüber gemachten Mittheilungen erscheinen sie wohlbegründet. Es sind mir darüber so manche Thatsachen von durchaus glaubwürdigen Männern erzählt worden, daß ich keinen Anstand nehme, einige davon als Belege für das Angeführte mitzutheilen.

Vormundschaftssachen sollen oft Jahre lang auf Erledigung warten lassen, eine Abnahme von Vormundschaftsrechnungen sei äußerst schwer zu erlangen, ja es sei vorgekommen, daß nach 5 Jahren noch kein Vormund bestellt sei. Bagatellsachen zu Ende zu bringen, hält äußerst schwer.

Untersuchungen von geringen Polizei-Vergehen, z. B. Forstbußsachen, werden öfter Jahre lang nicht vorgenommen, und wenn die Erkenntnisse auch endlich gefällt sind, wird an die Vollziehung derselben gar nicht gedacht. Ja es ist vorgekommen, daß bei der Visitation eines Bezirksamtes gegen 4000 erledigte, aber unabgeschriebene Sachen vorgefunden wurden. Man fand das und — es blieb beim Alten! — —

In peinlichen Sachen wird allgemein den Behörden eine große Lässigkeit, eine Scheu, sich mit der Arbeit zu befassen, vorgeworfen. Mir sind darüber eine Menge Geschichten erzählt, wovon ich beispielsweise eine mittheilen will. Nicht weit von der siebenbürgischen Grenze, aber nicht in der Militairgrenze, denn da ist mehr Ordnung, wurde vor nicht zu langer Zeit in einem Dorfe ein Bauernhaus überfallen, von dessen Besitzer bekannt geworden war, daß er kürzlich Geld erhalten habe. Um die Bewohner zur Herausgabe zu zwingen, wurde der schwangern Frau vor ihrem Mann der Leib aufgeschlitzt und der Mann mit Feuer so lange gemartert, bis er verbrannte. Eine Rotte von 7 Mann wurde durch die Gensd'armerie eingefangen, in Gegenwart eines Hüttenbeamten, welcher zugleich Ortsvorsteher war, gestanden die Bösewichter ihre That ein, sie wurden zum Amte transportirt und — so sagte der betreffende Hüttenbeamte, welcher mir die Sache als Theilnehmer bei dem Verhöre

selbst erzählte — „noch früher wie die Gensd'armen waren die Kerle alle wieder zu Hause."

Mir ist ein Fall bekannt geworden, wo die Vermuthung einer böswilligen Brandstiftung sehr nahe lag. Auf eine desfallsige Anzeige bei dem Amte ist nicht einmal der Augenschein eingenommen worden. —

In den obersten Stellen hat man gewiß den besten Willen, solche schreiende Uebelstände, welche in den meisten Fällen wohl nur durch die Geschäfts-Ueberhäufung der Behörden veranlaßt werden, abzustellen, es sollen wiederholte Versuche gemacht sein, den Geschäftsgang zu vereinfachen und die unselige Vielschreiberei in gemessene Schranken zurückzuweisen, aber es hat nichts gefruchtet, im Gegentheil soll oft die Sache dadurch noch schlimmer geworden sein. So viel aber ist gewiß, die Geschäftslast wurde bei den gegenwärtigen Formen zu einer erdrückenden.

Das Uebel scheint mir höher zu liegen, nämlich in der in Oesterreich so ganz scharf ausgeprägten Centralisation und dem Bureaukratismus. Man muß, um dem zu entsprechen, alles nach Oben ziehen; um die Maschine im Gange zu erhalten, werden unendlich viele Tabellen, Uebersichten und Berichte erfordert, welche mit ihrer ganzen Wucht auf die unteren Behörden drücken. Die bureaukratische Form derselben hat die unabwendbare Folge, daß Jeder, die Verantwortung scheuend, sich nach Oben hin durch Berichtserstattungen zu sichern sucht. Nur wenn die

Beamten unter eigener, strenger Verantwortlichkeit mehr zu entscheiden haben, wenn man es aufgiebt, oben stets auch von den geringsten Details unterrichtet sein zu wollen, wird es möglich sein, gründlich zu helfen. Der Beamte sucht seine Befriedigung darin, die ärärischen Angelegenheiten wie Steuer, Militairsachen u. dgl., welche überall prompt erledigt werden, unbedingt rasch abzumachen und durch dickleibige Berichte bei den Oberbehörden zu glänzen; sich mit den wichtigen Angelegenheiten des Volkes eingehend zu beschäftigen, dazu bleibt ihm dann wenige Zeit übrig. Erst wenn diese durch Aufgabe der Vielschreiberei und durch Einführung eines rascheren Geschäftsbetriebes erlangt wird, kann mit Zuversicht eine Besserung erwartet werden. Man legt jetzt viel Werth darauf, durch eine zweckmäßige Gemeinde-Organisation diesen eine größere Selbstständigkeit zu geben und ihnen eine Menge Geschäfte der Unterbehörden zu übertragen; allein man kann sich dabei leicht täuschen. Eine Ueberwachung der Gemeinden auf eine oder die andere Weise muß doch immer stattfinden, soll diese nach dem bisherigen Systeme ausgeführt werden, so wird die Geschäftslast der Behörden wahrscheinlich nicht viel vermindert. Das Regieren vom grünen Tische ab muß aufhören, dann erst wird mehr Leben in das Ganze kommen.

Allerdings ist es, um den Beamten eine entsprechende Selbstständigkeit gewähren zu können, noth=

wendig, gute Beamte zu haben. Darin liegt offenbar eine große Schwierigkeit, besonders für die Gegend, welche uns hier vorzugsweise beschäftigt. An sich ist es in gewisser Hinsicht offenbar schon ein Opfer, in einem so fernen Theile der Monarchie zu amtiren, wo doch dem dort nicht Geborenen manche Entbehrungen treffen. Das Banat liegt sehr ab von einem regeren geistigen Verkehr, und die Cultur des Volks, womit der Beamte zu thun hat, ist eine sehr geringe. Der Fremde ist außerdem sehr abgeschieden von dem Kreise der Verwandten und Freunde, in welchem er sich gern bewegte, und das Alles sind große Hindernisse für die Uebersiedelung tüchtiger Beamten aus andern Theilen der Monarchie. Aber noch schwerer fällt hierbei die nothwendige Sprachkenntniß in die Wage, wie ein Blick auf die oben mitgetheilte Verschiedenartigkeit der hier hausenden Volksstämme ergiebt. Ein Banater Beamter muß wenigstens deutsch, serbisch, ungarisch und wallachisch sprechen, erwünscht wird es sein, wenn er auch noch eine andere slavische Sprache, slavakisch oder böhmisch spricht. Darin liegt es, daß die Auswahl für Banater Beamte nicht groß sein kann, und deshalb erscheint der Vorwurf, welchen man der Regierung wohl gemacht hat, daß sie bei der neuen Organisation in Ungarn und in dem Banate in Bezug auf die Auswahl der Beamten nicht mit der entsprechenden, einen guten Erfolg sichernden Umsicht zu Werke gegangen sei, nicht ganz gerechtfertigt.

Die erste Bedingung, um als Beamter mit dem Volke in befriedigender Weise verkehren zu können, bleibt doch immer die, daß man sich in seiner Sprache mit ihm verständlich machen kann.

Dazu kam noch, als nach der Revolution von 1848 und 49 die neue Organisation in's Leben trat, ein um so größerer Mangel an Beamten war, weil von den früheren zu viele politisch compromittirt waren und deshalb nicht angestellt werden konnten. Daher wurden theilweise vollkommen unfähige Männer, selbst ohne die nöthigen juridischen Studien nachzuweisen, angestellt, selbst simpele Schreiber und derartige untergeordnete Personen machten dabei ihr Glück.

Soll der Beamte in seinem Kreise wahrhaft segensreich wirken, so muß er in seinem bürgerlichen Leben, ebenso wie im dienstlichen, unantastbar hoch stehen. Er muß nicht nur tüchtig als Beamter, sondern auch sittlich und human als Mensch sein. Und das wird gegenüber einer zwar rohen, aber nichts weniger als unbegabten und fühllosen Bevölkerung, wie die Wallachen und Serben sind, um so mehr nothwendig. Ohne den vielen tüchtigen und redlichen Beamten, welche Oesterreich ohne Zweifel besitzt, zu nahe treten zu wollen, muß man doch gestehen, daß in dieser Beziehung über die österreichischen Beamten im Allgemeinen ein ungünstiges Urtheil gefällt wird. In der That scheinen manche leichter zugänglich zu sein, wenn die in der Sache liegenden Gründe mit Gaben

und Geschenken unterstützt werden. Die allgemeine Stimme spricht sich darüber sehr deutlich aus, und mögen deshalb manche mir darüber erzählte Details auf sich beruhen.

Unverkennbar aber steht dieser Punkt mit der schlechten Bezahlung der Beamten in Verbindung. Wenn z. B. ein Mann in einem so ausgedehnten Wirkungskreise, wie der Vorstand eines Bezirksamtes, nur 1050 Gulden österr. Währung Besoldung nebst freier Wohnung bezieht, so mochte das früher, wo im Banate ein sprichwörtlich wohlfeiles Leben war, wohl genügen, jetzt aber gewiß nicht, um sich und eine Familie standesgemäß zu unterhalten. Letzteres muß aber hier noch mehr, wie in anderen Orten geschehen, denn diese noch etwas wilden Völkerschaften gleichen darin den Orientalen, daß sie auf das äußere Auftreten viel geben. Man muß ihnen imponiren durch Glanz, Persönlichkeit, Sittlichkeit und, wenn es sein muß, durch Strenge, dann geht es gut.

Sittlichkeit und wohlangebrachte Strenge, besonders wenn der Untergebene von der Humanität des Beamten Ueberzeugung gewonnen hat, sind zwei Hauptpfeiler einer gedeihlichen Wirksamkeit in jeder, besonders aber in solcher Stellung, worin der Banater Beamte sich befindet. Was sagt aber der geehrte Leser zu folgender Geschichte, die ich ohne irgendwelche Zusätze einfach wiederhole, wie sie mir erzählt und verbürgt wurde.

Im Frühjahre v. J. erschien ein Beamter von einem Bezirksgerichte Nachts 11 Uhr in einem ziemlich berauschten Zustande, mit einer Doppelflinte bewaffnet, in dem Wirthshause eines kleinen Ortes, wo derselbe Tags darauf Amtsgeschäfte zu besorgen hatte. Er fand das Schlafzimmer des Wirths verschlossen und verlangte höchst aufgeregt und laut das Oeffnen der Thür. Der Wirth, welcher sich bereits zur Ruhe begeben, stand auf und ging in das Gastzimmer. Kaum dort eingetreten, fuhr ihn der Beamte in Gegenwart einiger Gäste in den gröbsten Reden auf den Leib, ihn ausscheltend, daß er einem kaiserlichen Beamten nicht sofort die Thüre geöffnet habe. Während diesen Hin= und Herreden spannte derselbe die Hähne seines Gewehres, hielt dasselbe dicht an den Kopf des Wirthes und drückte einen Lauf ab. Glücklicher Weise hatte der Wirth das Gewehr zur Seite geschlagen und so ging der Schuß, ihm nur das Gesicht schwärzend, zur Seite und die Ladung von einigen 20 starken Schroten fuhr in die Schrankthüre. Der Wirth zog sich darauf eilig in sein Schlafzimmer zurück und verschloß die Thür. Nachdem der Beamte unter höchst unanständigen Reden vergeblich das Oeffnen der Thüre nochmals verlangt hatte, verließ derselbe unter verschiedenen unzweideutigen Zeichen der Trunkenheit das Wirthshaus.

Die Geschichte wurde aktenkundig bekannt, obwohl sie der Wirth nicht anzeigte. Es erfolgte

aber nichts darauf und der Beamte ist noch heute im Dienste.

Würde etwas nur entfernt dem ähnlichen bei uns vorkommen, so wären alle öffentlichen Blätter voll davon; aber, obwohl es überall räudige Schafe unter einer feinen Heerde giebt, solche Brutalität ist in Deutschland unmöglich, würde es auch in Oesterreich sein, wenn man halbweg eine freie Presse hätte, zu deren Benutzung durch das Volk freilich ein höherer Bildungsstand erforderlich wird, als man ihn in einem großen Theile der österreichischen Monarchie findet.

Damit, ich meine mit der Unwissenheit des Volkes, steht in einer nicht zu verkennenden Wechselwirkung der für den Deutschen sehr auffallende Gebrauch, daß auch in diesen österreichischen Hinterländern, wie in Galizien, äußerst viel von Gerichtswegen geprügelt wird. Man hört bei Polizeivergehen fast nur von 25. — Ob das mit den Gesetzen so ganz vereinbar ist, weiß ich nicht, zulassen thun sie es. Jeden Falls aber entspricht es der allgemeinen Ansicht, welche man selbst von humanen und fein gebildeten Männern aussprechen hört, vollständig, daß man bei diesen rohen Völkerschaften nicht anders als mit dem Stocke regieren könne.

Für mich war es eine höchst betrübende Erscheinung, von einem solchen systematischen Prügeln ohne alles Bedenken als von etwas sprechen zu hören, welches, völlig gerechtfertigt, diesem Volke gegenüber,

absolut naturgemäß sei. Allerdings ist das Volk roh und mag demgemäß oft eine Handlungsweise entwickeln, bei welcher andere Strafen unwirksam erscheinen. Allein wer trägt die Schuld daran? Gewiß nur die rohe Behandlung und vor Allem der Mangel aller Erziehung durch Kirche und Schule, wie ich weiter unten noch begründen werde. Offenbar muß von der weltlichen Obrigkeit ebenfalls ein Anfang gemacht werden, das sittliche Gefühl des Menschen zu heben, ihm nicht alle Ehre zu rauben, indem man ihn als ein Object des Prügelns betrachtet. Gern will ich zugeben, daß dieses nicht mit einem Schlage oder einfach durch Ordonnanzen geschehen kann, denn jetzt wird das Volk so viel geprügelt, daß der Sinn für die Schande dieser Behandlungsweise ganz entschwunden ist. Aber der Stock mag als das äußerste Mittel betrachtet werden, und zur Ehre der Menschheit will ich glauben, daß nach und nach Mittel gefunden werden, ihn zu entbehren, wenn man nur ernstlich darnach suchen will.

Man sieht aus dieser Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse, daß die Aufgabe, welche die österreichische Regierung jetzt zu lösen den ernsten Willen zu haben scheint, eine leichte nicht ist. Eine totale Aenderung mit einem Male herbeizuführen, alles Versäumte mit einer neuen Organisation auf ein Mal nachzuholen, ist unmöglich und man muß daher billig sein, wenn die Erfolge der reformatorischen Bestreb-

ungen nicht gleich allen Anforderungen entsprechen. Daß es aber unumgänglich nothwendig ist, mit Ernst und Consequenz zum Besseren vorzugehen, wird nach der vorstehenden ganz aus dem Leben gegriffenen Beschreibung der Zustände im Banate Niemandem mehr zweifelhaft sein.

Es war ein schöner duftiger Herbstmorgen, die Sonne ging gerade über der weiten Pusta auf, welche noch in todtem Schweigen da lag, als ich Temesvar verließ, von wo ab die Eisenbahn nach Basiasch sich ganz nach Süden wendet. Die weiten Maisfelder, welche mit ihrer schon gelblichen Färbung, so scharf von der aufgehenden Sonne beschienen, einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährten, hörten nach und nach auf und die Pusta trat mit ihrer Oede vollständig in ihr Recht.

In das Coupé erster Classe war mit mir eine wallachische Familie, ein Vater mit zwei auffallend schönen jungen Töchtern, und ein Kaufmann aus Semlin, ein österreichischer Serbe, eingetreten. Die Wallachen waren in einem in Ungarn wohlbekannten Bade, Busiasch, nicht weit von Temesvar, gewesen und jetzt auf der Heimreise. Die älteste Tochter sah sehr leidend aus und als ich bemerkte, daß sie gut deutsch sprach, begann ich eine Unterhaltung mit ihr.

Sie erzählte mir, sie sei brustkrank und von ihrem Arzte nach Mehadia geschickt. Nach Mehadia! rief ich aus, dieser heißen Schwefelquelle?

Ja, es ist mir auch recht schlecht bekommen und so wurden wir nach Busiasch geschickt, allein auch das (eine der Franzensbader Quelle in Böhmen sehr ähnliche) hat mir nichts geholfen. Nun soll ich nächstes Jahr nach Deutschland.

Gewiß, erwiederte ich, wurde Ihnen Ems oder Salzbrunn empfohlen?

Nein, ich soll nach Gräfenberg.

Das schöne kranke Mädchen dauerte mich herzlich, wahrscheinlich ein Opfer des ärztlichen Unverstandes.

Mit dem Vater begann ich eine Unterhaltung über den Zustand seines Vaterlandes und fragte speciell nach dem Fürsten Kusa. Er schilderte ihn als eine Persönlichkeit, durchaus nicht geeignet, eine Ordnung in den Wirrwarr jener Staaten zu bringen. Es entscheidet bei uns Alles das Gold, Alles und Alle sind käuflich, sagte er, wer das meiste Gold hat, der wird Fürst und so wurde es Kusa durch das französische Gold, er wird sich vielleicht mit Mühe eine Zeit lang halten, eine feste, dauerhafte Regierung begründet er nicht, dazu sind die Parteiungen und der Ehr= und Geldgeiz bei uns zu mächtig. Uns fehlt ein wahrhaft großer Mann, vor dem sich Alles beugen muß, und den müssen wir in unsere Mitte finden,

wenn wir zur Ruhe kommen sollen, ein fremder Fürst würde uns nichts helfen und er sich niemals halten können. Von unserm Lande macht man sich meistens im Auslande eine ganz falsche Vorstellung und daher kommen so unpassende Vorschläge für die Verbesserung unserer Zustände. Wir sind reich, denn unser Boden ist unerschöpflich, aber es fehlt uns an aller Cultur. Man gebe uns diese und Ruhe, so wird sich das Land auf eine ungeahndete Weise entwickeln.

Als ich ihm darüber meine Verwunderung ausdrückte, daß er und seine Töchter so fertig deutsch sprächen, entgegnete er:

Ich habe selbst eine deutsche Erziehung genossen, bin in Deutschland gewesen und ließ meinen Töchtern auch eine deutsche Bildung geben. Ich halte sie für die beste, denn sie ist gründlich, indem man sonst bei uns nur auf das Aeußerliche sieht. Männer wie Frauen haben selten eine wahre Bildung und darin liegt ein Hauptgrund unserer verwirrten Zustände, denn wie sollen Männer auf die rohe Masse des Volkes wirken, wenn sie selbst nicht viel gebildeter sind? Ich meine im Innern, setzte er hinzu, die äußere Tünche ist bei uns oft bestechend genug.

Der Mann sprach so ernst, mit einer so düsteren Trauer von seinem Vaterlande und Volke, unumwunden seine guten Seiten und seine großen Schwächen entwickelnd, daß ich sah, ich habe eine bedeutende Persön-

lichkeit vor mir, doch konnte ich Näheres darüber nicht erfahren.

Im Laufe des Gespräches fragte ich auch nach dem russischen Einflusse.

Rußlands Einfluß erscheint in Folge seiner Religion als ein bedeutender, allein eine russische Herrschaft wird bei uns nicht gewünscht; die kleine Partei, welche etwa dafür ist, kann nur durch das russische Gold wirken, nicht durch wirkliche Sympathien. Wir haben noch aus dem letzten Kriege genug an dem russischen Regimente. Ueberhaupt wäre es gut, wenn die fremden Mächte sich nicht so viel mit uns beschäftigen wollten. Man lasse uns unsern Gang gehen, das Bedürfniß nach einer dauernden Ordnung der Verhältnisse ist da, und wenn es auch noch manche innere Kämpfe geben wird, so werden sich doch am Ende die rechten Männer finden, um uns Ruhe zu geben, welche immer in weitere Ferne hinausgerückt wird, je mehr von den Fremden intriguirt wird. Das, setzte er hinzu, glauben Sie mir, ist das Allerschlimmste für uns. —

Noch düsterer war die Schilderung, welche der Semliner Kaufmann von dem Regimente in Serbien machte.

Der alte Milosch, sagte er, der weder lesen noch schreiben kann, regiert nur durch Furcht. Er ist der ausgeprägteste Tyrann, welchen man sich denken kann, seine Befehle sind allein Gesetz. Nie giebt er sie

anders als mündlich, geht die Sache gut, so schreibt er sich die Erfolge zu, geht sie schlecht, so sagt er, man habe ihn mißverstanden und straft die Werkzeuge seines Willens. Unter den muß sich Alles beugen, er ist sehr schlau und scheuet vor keinem Mittel zurück. Die Fortschritte in der Cultur, welche man in Serbien unter der vorigen Regierung angebahnt hatte, sind ganz in's Stocken gerathen. Milosch haßt alle Ausländer und alles Ausländische, wenn er könnte, würde er selbst den auswärtigen Handel unterdrücken und Serbien ganz isoliren. Dabei aber — und das wurde mir später mehrfach bestätiget — herrscht im Innern des Landes eine große Sicherheit, man kann ohne irgend eine Gefahr in Serbien reisen, denn Jeder weiß, daß eine höchst summarische Justiz rasch den Schuldigen ereilen wird. Ob aber immer dabei der Rechte als der Schuldige getroffen wird, das wird allerdings häufig bezweifelt, Gewissensbisse aber macht sich Niemand darüber, am wenigsten der Fürst. — Von dem Sohne des Fürsten sprach mein Reisegefährte mit großer Achtung; er habe jetzt gar keinen Einfluß, aber man sei berechtigt, für die Zukunft viel von ihm zu erwarten.

Zu meinem lebhaften Bedauern mußte ich mich in Jassenova von meiner anziehenden Reisegesellschaft trennen, indem dort die Bahn nach Oravicza abgeht, und dieses mein nächstes Ziel war.

Schon bei Versèc trat ein sehr schöner Gebirgszug hervor, welcher gleichsam die Vorberge des Banater

Gebirgsstockes, dem südlichsten Ausläufer der Karpathen, bildet. Diese Gegend liefert einen vortrefflichen Wein. Die Reben werden hier, wie durchgehends in ganz Niederungarn, nicht an Weinpfählen, sondern ganz niedrig gezogen; die Weingärten haben daher in mäßiger Entfernung eine weit größere Aehnlichkeit mit Kartoffeläckern, als mit Weinbergen, wie wir sie gewohnt sind. Man nimmt im Banate für diese Art der Weincultur die Vortheile in Anspruch, daß bei dem niedrigen Schnitte der Reben saftigere Trauben und reichere Ernten erzielt werden. Obwohl ersteres im hohen Grade der Fall ist, glaube ich doch, daß mehr der Mangel an Weinpfählen der Grund zu dieser abweichenden und mit den Erfahrungen unserer Weinbauer in Widerspruch stehenden Behandlung des Stockes sein mag. Der Banater Wein, der in reicher Menge und Mannigfaltigkeit um das Gebirge herum wächst, ist gut, nur sehr feurig und stark. Der Wein von Moldowa, Weißkirchen, Versèc, Borbosa u. a. m. ist der vorzüglichste und bei einer bessern Pflege würde er ganz ausgezeichnet sein. Man kann kaum bezweifeln, daß bei günstigeren Verkehrs- und Zoll-Verhältnissen dieser Banater Wein sich einst vielen Beifall in Deutschland erwerben wird.

Je näher man Oravicza kommt, desto mehr steigt das Gebirge in scharfen Umrissen mit steilen Hängen, tiefen Einschnitten und den schönen Abwölbungen, welche dem Kalkgebirge eigen sind, hervor. Es ent-

wickelt sich in einer compakten Masse und man erkennt, daß die ganze Bewaldung aus Laubholz besteht. Leider zeigen aber auch die dem Lande zunächst liegenden Hänge die deutlichen Spuren der unvernünftigen Eingriffe des Menschen, unterstützt durch den scharfen Zahn des Weideviehes. Sie sind entweder nur mit niederem Gestrüpp bewachsen, welches in diesem Lande selbst dem Viehe widersteht, oder ganz kahl mit tiefen Wasserrissen durchfurcht. So gewähren sie einen traurigen Anblick der Verödung, kaum einen höchst dürftigen Weideanger darbietend. Wie mein Auge das Gebirge nach der langen Reise in der Ebene erquickte, so betrübte mich doch dieser Anblick, der mir zeigte, daß der Unverstand der Menschen unter allen Breiten rücksichtlich der Waldbehandlung derselbe sei.

Der Bahnzug hielt und wir befanden uns vor einem tiefen Thale, in welchem langgestreckt die Bergstadt Oravicza liegt.

IV.

Cameral= und Montan=Orte. — Oravicza. — Imprägnir=Anstalt. — Parafin=Fabrik. — Die Bewohner des Banates. — Deutsche. — Wallachen. — Bulgaren und Zigeuner. — Die Wallachen in physischer und sittlicher Hinsicht, ihre Kleidung, Nahrung, Sitten und Gebräuche. — Kirche und Schule. — Der Popa. — Landwirthschaft und Viehzucht.

In dem östlichen Theile des Banates wird ein wesentlicher Unterschied zwischen den Cameral=Orten und den Montan=Orten gemacht.

Die ersteren waren früher Staatseigenthum, sie waren ärarisch, das Aerar war der Grundherr. Hier galt der Grundsatz, daß zu jedem Hofe, eine sogenannte Session, 32 Joch Grund und Boden zugetheilt wurden. Die Flur wurde nach ihrer Bonität geschätzt und eingetheilt, z. B. Weinland, Waizen=, Kukurutz=land u. s. f., und von jeder dieser Bonitäten der Session entsprechend viel zugetheilt, bis die 32 Joch erfüllt waren. Das übrig bleibende Land hieß „Ueberland" und gehörte dem Grundherrn, es waren dieses natürlich die schlechtesten Stücke. Es ist nicht un=

interessant zu bemerken, daß man in Schweden und Finland eine ganz ähnliche Einrichtung findet, auch dort wird für jeden Bauernhof so viel Land, Wald und Weide, wie man für den Unterhalt einer Familie nöthig hält, ausgewiesen, das Uebrigbleibende, im Norden stets Wald, heißt öfverlops jorden, welches man genau als Ueberland übersetzen muß. — Wald haben in diesen Cameral-Orten die Bauern niemals erhalten, dagegen war ihnen das Recht auf Klaubholz — Raff-, Lese- und Fallholz — und die Waldweide zugestanden. Jetzt wird hier commassirt, d. h. die Zusammenlegung der Grundstücke findet statt.

Einen Theil dieser ärarischen Besitzungen hat der Staat, wie später noch specieller nachgewiesen werden wird, der k. k. privil. österr. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft verkauft. Hier ist die Gesellschaft Grundherr und die Verhältnisse bleiben im Uebrigen ebenso wie im früheren.

In den Montan-Orten bestand gar kein fremder Besitz. Es lebten dort nur Kolonisten, welche zur Bearbeitung der Bergwerke oder als Hütten- und Forstarbeiter angesiedelt waren, zu welchen im Laufe der Zeit noch Handwerker, Kaufleute, Wirthe u. dgl. sich gesellten. Allen diesen wurde so viel Grund und Böden zugetheilt, als sie sich urbar machen wollten, aber der Grundherr blieb der Eigenthümer und zahlte als solcher die Grundsteuer. Der Besitz des Kolonisten wurde zwar vererbt oder verkauft, aber nur mit

Genehmigung und dem ausdrücklichen Vorbehalt der Rechte des Grundherrn. Im Jahre 1859 hat die Eisenbahn-Gesellschaft auf dieses Recht, so weit die Grundstücke innerhalb der Orts-Gemarkung liegen, förmlich entsagt.

Die Bergstadt Oravicza liegt, fast eine Stunde lang, in einem sich nach dem Gebirge zu verengenden Thale, von hohen und steilen, zunächst des Ortes von Wald entblößten Bergen begrenzt. Die Lage ist sehr milde, im Sommer, durch die nackten Kalkberge vermehrt, wird es drückend heiß. Die Jahres-Mittel-Temperatur beträgt nach einem 15jährigen Durchschnitt + 8,7 ° R. Dem entsprechend werden hier alle südlichen Gartengewächse, Pfirsichen, Wein u. dgl. erzogen, obwohl das höhere Gebirge so nahe vorliegt.

In Oravicza, welches etwa 7000 Einwohner hat, ist der Sitz eines Bezirksgerichtes und der k. k. Berghauptmannschaft für das Banat und die Militairgrenze und eine Grundbuchsbehörde. Die Berghauptmannschaft, nur Bergpolizeibehörde, hat auf den Betrieb einen weitern Einfluß nicht, als daß sie darauf zu sehen hat, daß er bergordnungsmäßig geführt wird. Außerdem ist Oravicza der Amtssitz des gesellschaftlichen Oberforstamtes für die Banater Forsten und Domainen, eines Forstamtes, einer Oberverwaltung der Metallwerke, einer Rechtsanwaltschaft, der gesellschaftlichen Centralkasse und Eisenbahnverwaltung.

Die Stadt treibt einen lebhaften Landhandel mit

der Umgegend. Der Bergbau war in der Nähe von Oravicza früher bedeutend, jetzt liegt er ganz darnieder, nur einige Pochwerke sind noch im Betriebe.

Zunächst des Bahnhofes hat die Eisenbahn-Gesellschaft eine Anstalt, um Holz, besonders Buchen, für Eisenbahnschwellen zu imprägniren, im großartigen Maßstabe angelegt. Man imprägnirt hier nach der neuesten Methode von Boucherie monatlich 10,000 Cubik-Fuß mit Kupfervitriol, und es werden täglich 120 Slieper fertig. Die Buchenhölzer werden, so weit sie nicht im Inneren einen todten Kern haben, vollständig imprägnirt und wenn sich ihre Haltbarkeit als Bahnschwellen bewährt, so wäre das ein großer Gewinn, denn das aus Slavonien bezogene Eichenholz ist wenig dauerhaft. Die eichenen Schwellen auf der Bahn von Oravicza nach Jaszenova lagen 7 Jahre und wurden gegenwärtig sämmtlich ausgewechselt.

Neben dieser Imprägnir-Anstalt fand ich im Bau begriffen eine ebenfalls gesellschaftliche große Parafin-Fabrik, worin das aus den Kohlenschächten bei Steierdorf gewonnene Bergöl zu Gute gemacht werden soll.

Oravicza zerfällt in zwei Hauptheile. Der am Ausgange des Thales belegene heißt Roman-Oravicza und wird fast ausschließlich von Wallachen bewohnt, thalaufwärts schließt sich dann Deutsch-Oravicza an.

Die Bewohner des Montan-Districts und der dem Gebirge zunächst liegenden Ebenen sind Deutsche, Wal-

lachen, Bulgaren, Zigeuner und einzelne eingemischte Serben und Magyaren.

Die Deutschen finden sich in allen Bergorten, wo sie gemeinschaftlich mit den Wallachen wohnen, doch giebt es auch einige, wie z. B. Steierdorf, wo, wenige Familien ausgenommen, eine rein deutsche Bevölkerung lebt. Die meisten Deutschen waren Berg- oder Hüttenleute und sind bei der Aufnahme des Bergbaues aus Oberungarn und aus den deutschen Provinzen Oesterreichs eingewandert, theils schon im 15. Jahrhundert, theils erst unter Maria Theresia. In der neuesten Zeit sind diese Einwanderungen für die Vermehrung der Arbeitskräfte beim Bergbau von der Eisenbahn-Gesellschaft wieder lebhafter aufgenommen und man hat vorzugsweise Böhmen ins Land gezogen. Außerdem aber finden sich durch den vermehrten berg- und hüttenmännischen Betrieb manche einzelne deutsche Arbeiter angezogen und so findet man Erzgebirger und Harzer, Westphalen und Schwaben u. s. f. hier vertreten. Auch von den Nachkommen der frühesten Einwanderer werden deutsche Sitten, Gebräuche, Kleidung und Sprache beibehalten. Solche Annäherungen an die Eingebornen, wie ich oben von den Deutschen in Ungarn erzählte, findet man hier nicht. Ich glaube, es liegt das theils an der klimatischen Lage der Bergorte, welche der in Mitteldeutschland mehr entspricht, wodurch eine Umänderung der Kleidung, wie in den heißen Ebenen Ungarns, nicht geboten war,

und in dem Berufe, welcher die Menschen mehr isolirt. In Steierdorf trat ich eines Sonnabends Abends in ein Bergmannshaus, es waren Nachkommen eingewanderter Steiermärker. Die Wohnräume waren reinlich gescheuert und geputzt, das Küchengeschirr blank gescheuert und der Mann saß bei einem tüchtigen Stück Schweinebraten. Ich äußerte meine Befriedigung über die Ordnung und Reinlichkeit im Hause, worauf der Bergmann mit einem gewissen Stolz und einem Anflug von Empfindlichkeit, als ob sich das von selbst verstehe, erwiderte: „Ja Herr, wir sind aber auch Deutsche.“ Und ich freute mich, hier noch das lebhafte Nationalgefühl zu finden.

Die banater Landebene nahm viele Einwanderer aus Württemberg auf, welche unter der Regierung von Maria Theresia vorzugsweise begünstigt wurden. Die meisten Deutschen sind dem römisch-katholischen Bekenntniß zugethan, die Zahl der Protestanten ist nur geringe.

Die Wallachen, welche die Bergorte bewohnen und entweder als Berg- und Hüttenleute oder als Fuhrleute, Holzschläger und Köhler ihren Unterhalt erwerben, sind aus der Wallachei unter Cautacuzem im 17. Jahrhundert eingewandert. Sie werden Posanen genannt und sind insbesondere in ihrer Tracht, weniger in ihren Sitten von den Land bewohnenden Wallachen unterschieden. Diese waren schon vor 1000 Jahren als ein nomadisirendes Hirtenvolk hier zu

Hause, bezogen aber erst im 18. Jahrhundert zusammenliegende Dörfer und widmeten sich mehr dem Landbaue. Sie heißen Fradutzen, nannten sich von Alters her Romani, während die Posanen sich erst in der neuern Zeit, seit 1848, so nennen. Man unterscheidet auch noch die in späterer Zeit aus der Wallachei eingewanderten, in den Werksorten wohnenden Wallachen als Zirenen, ihre Tracht ist der der Posanen gleich, auch sind mir besondere Stammesunterschiede nicht bekannt geworden. Mit wenigen Ausnahmen gehören die Wallachen der griechisch-nicht-unirten Kirche an.

Die Bulgaren oder Krassovener, wie sie in dieser Gegend genannt werden, weil sie einen kleinen Landstrich des ehemaligen Komitates Krasso bewohnen, sind aus Bulgarien eingewandert und halten sich um so mehr unvermischt von den Wallachen, da sie zur römisch-katholischen Kirche gehören. Sie sind Land- und Obstbauer und treiben Viehzucht. In den Bergorten leben sie nicht. Ihre Kleidung ähnelt sehr der der Wallachen.

Die Zigeuner haben sich theils in den Bergorten niedergelassen, wo sie bei dem Hüttenbetriebe als tüchtige Feuerarbeiter gern gesehen werden, theils ziehen sie nomadisirend, meistens vom Betteln lebend umher. In der Grenze, z. B. nicht weit von Weißkirchen, findet man reine Zigeunerdörfer zum Theil noch im Urzustande. Ueber ihre Religion schwebt ein

gewisses Dunkel, und ihre Begriffe von Mein und Dein erscheinen ziemlich ungeordnet.

Ueber die beiden zuletzt genannten Volksstämme werde ich bei der Erzählung meiner Streifereien im Innern des Landes, wo ich dieselben kennen lernte, Einiges mittheilen, die Wallachen aber, dieses ungemein interessante, in der That poetische Volk wollen wir gleich hier näher betrachten. Ich habe häufiger wallachische Wohnungen von Reichen und Armen besucht und mich mit Vorliebe damit beschäftiget, ihre Sitten und Lebensweise kennen zu lernen und so glaube ich hier manches Neue, gewiß aber viel Interessantes darbieten zu können.

Die Wallachen.

Bei den Wallachen sind die Männer meist von mittlerer Körpergröße, abweichend davon sieht man mehr große als kleine Gestalten, schlank gewachsen und mit regelmäßigem Gliederbau. Sie sind schwerfällig und langsam in ihren Bewegungen, doch hat diese Schwerfälligkeit mehr den Charakter der Faulheit als der Unbeholfenheit. Das Gesicht ist langgeschnitten und der Kopf ebenso geformt, bei vielen Männern trifft man eine durchaus edele Gesichtsbildung. Die dunkele Gesichtsfarbe erscheint mehr als eine Wetterfarbe, denn als natürliche Färbung der

Race, so wie bei den Zigeunern; die vorherrschend schwarzen Augen haben fast immer einen tückischen Ausdruck, blitzen bei Erregung lebhaft auf, werden aber, sowie der Mann sich beobachtet sieht, sofort demüthig niedergeschlagen. Die dunkeln, langen und dichten Haare hängen unordentlich, wild und ungepflegt um den Kopf. Der fein gebildete Mund, voller schöner weißer Zähne, wird von einem dichten und langen Schnurrbart beschattet, einen Kinnbart dagegen trägt der Wallache niemals, diesen zu tragen ist ein Vorrecht des Priesters (Popa). Im Allgemeinen macht der Wallache den Eindruck eines kräftigen, wohlgebauten Mannes und nicht selten sieht man unter den Burschen und Männern von mittlerem Alter wirklich schöne Gesichter und Gestalten.

Das schöne Geschlecht verdient in der Jugend diese Bezeichnung in der That, ich sah noch bei keinem Volke so viele wirklich schöne und anmuthige Frauengestalten. Die Kopf- und Gesichtsbildung zeigt das schönste und regelmäßigste Oval, die Nase von einer echt römischen Form, die Augen mit langen Wimpern und dichten Augenbrauen sind meist dunkel, öfter ganz schwarz wie die Haare und zeigen einen sanften, man kann sagen schwärmerischen Ausdruck, der aber bei der Aufregung, z. B. beim Tanz, ein lebhaftes, aber nie wildes Feuer annimmt. Lange Haare werden für eine besondere Schönheit gehalten und nicht nur, daß die junge Wallachin durch Einbinden von

falschen Zöpfen das Haar verstärkt, wird ihm auch eine besondere Sorgfalt gewidmet. Man sieht es immer glatt, glänzend, wobei Schweineschmalz allerdings die Stelle der feinen Pommade vertritt, und wohlgescheitelt. Ich sah häufig, daß junge Mädchen, wenn sie Mittags von der Arbeit ruheten, an das Wasser gingen, ihr Gesicht wuschen und das Haar aufs Neue ordneten, wobei nicht selten ein Stückchen Spiegel benutzt wird. Die Figur und der Wuchs sind schlank und untadelhaft, schön gerundete Formen ohne irgend eine störende Fülle. Füße und Hände schmal und klein. Die Bewegungen der jungen Mädchen sind, wie ihre Haltung, im hohen Grade graziös und elastisch, sie würden in jedem unsrer Salons alle unsere Damen darin übertreffen. Ich glaube, daß diese ausnehmende Leichtigkeit der Bewegungen, verbunden mit einer Sicherheit des Auftretens, daher kommt, daß sie von Jugend auf gewohnt sind, kleinere Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Man sieht oft die Wallachin in einem länglichen Korbe ein kleines Kind auf dem Kopfe tragend, ein Bündel auf dem Rücken und im Gehen eine Spindel mit Wolle abspinnend, und dabei sind die Wege, welche sie zurücklegen, meistens nicht eben und glatt. Die jungen Weiber haben eine frische Gesichtsfarbe und glatte Haut, leider behalten sie diese nicht lange, denn es herrscht unter den Mädchen die Unsitte, sich weiß und roth zu schminken, auch die Augenbrauen zu färben. Die

nachtheiligen Folgen davon für die Haut sind bekannt. Die Mädchen sind im Allgemeinen reinlich, bei den Frauen aber läßt das, wohl durch den harten Druck der Arbeit, bald nach. So hübsch und liebenswürdig die wallachischen Mädchen in ihrer äußeren Erscheinung sind, so wenig kann man das von den Frauen sagen, sie vernachlässigen sich mehr und mehr und selbst bei den Reicheren bleibt am Ende nicht mehr die Spur der früheren Schönheit.

Der Wallache ist feig, hinterlistig, tückisch, grausam und faul. Er wird niemals einen Mann, besonders wenn er mit Feuergewehr bewaffnet ist, vor dem er eine heilige Scheu hat, offen angreifen, er thut es nur aus dem Hinterhalte, oder wenn er weit an Zahl überlegen ist, in räuberischer Absicht, z. B. durch Ueberfallen im Hause, wobei er zwischen seinen Stammesgenossen und andern Leuten einen Unterschied nicht macht. Dabei begeht er die raffinirtesten Grausamkeiten, wovon ich oben schon ein Beispiel anführte und ich später noch einige folgen lassen werde. Nichtsthun ist sein Lebensglück, er läßt wie der Orientale sein Weib für sich arbeiten und seine größte Wonne ist es, wenn er gegen die Reifezeit der Zwetschgen in seinem Garten liegen kann, um das Wachsen derselben, im Vorgefühle des Rakia (Zwetschgenbranntwein), mit Wonne zu betrachten. Oft sieht man auf dem Markte große Männer tagelang an einem Korbe Obst verkaufend sitzen. Er arbeitet eben nur, um das

Nothdürftigste an baarem Gelde zu erwerben, um die Steuern zahlen zu können, für das Wenige, welches das Haus bedarf, und höchstens, um sich ein Paar Ochsen zu kaufen. Der Wallache beschäftigt sich vorzüglich gern als Fuhrmann und liegt mit seinen Ochsen oft wochenlang auf der Straße oder im Walde, wo er Kohlen frachtet oder Holz fährt. Wenn ihn die Nacht ereilt, spannt er seine Thiere aus, treibt sie auf die Weide in den Wald, macht sich ein Feuer an, bereitet sein spärliches Mahl und schläft. Ist das Wetter schlecht, legt er sich, in seine Decke (Kotze) oder seinen Pelz gewickelt, unter den Wagen mitten auf die Straße und ruhet so sanft wie mancher Städter nicht in seinen weichen Kissen. Oft begegnet man dergleichen Fuhren, wo der Mann auf dem Wagen schläft und das Weib fährt. Uebrigens ist der Wallache ein sehr geschickter Wagenführer, er bringt das Holz auf so unglaublich steilen und schlechten Wegen von den Bergen, daß man alle Augenblicke denkt, Mann, Ochsen und Wagen müßten zerschmettert unten ankommen und doch fällt selten ein Unglück vor. Will man viel Arbeit von einem Wallachen haben, so muß man ihm niedrige Accordsätze machen, verdient er viel, so arbeitet er nur wenige Tage in der Woche, ein Bestreben, sich ein Capital zu sammeln, ist ihm fremd.

Das sind allerdings große Schattenseiten im Character, aber es sind größtentheils solche, welche

man mehr oder minder bei jedem unterdrückten, geknechteten Volksstamme findet, er trägt sicher weniger die Schuld, sie sind ihm anerzogen und eingeprügelt. Man hat ihn gewöhnt, in jedem Höherstehenden einen Stockschwingenden zu sehen. Es ist in der That nicht übertrieben, wenn ich sage, daß den Wallachen zu prügeln als etwas so in der Ordnung seiendes erscheint, daß sich die meisten, selbst wirklich gebildete Männer, gar nichts dabei denken. Es muß so sein, heißt es, ohne Prügel ist der Wallache nicht zu regieren. Er selbst kennt das auch gewissermaßen an, denn wenn er von Jemandem tüchtige Schläge bekommen hat und ihm nicht geradezu Unrecht geschah, sagt er, „das ist ein ganzer Herr", während er den verspottet, welcher ihn nur mit Worten zur Ordnung verweiset. Dennoch hat ihn die Natur auch mit manchen guten Anlagen ausgestattet.

Der Wallache ist im Allgemeinen sehr mäßig, kennt äußerst wenig Bedürfnisse, wenn man die Neigung zum Trunke abrechnet. Seine geistigen Anlagen sind von Natur gut, ja ich bin zu glauben geneigt, noch mehr als das. Der schlichte Bauer, Köhler oder Fuhrmann ist im Stande, seine Sache mit einer solchen folgerechten Logik und mit einem solchen notorischen Schwung vorzutragen, daß man erstaunen muß. Schlagende Antworten hat er gleich bereit. Auf einer meiner Streifereien kam ich in Begleitung eines banater Forst- und Domänenbeamten in ein Holzhauer- und Köhler-

Dorf Padina Matje (91 Hausnummern und 630 Einwohner), wo wir eine kleine Kapelle von etwa 25 Fuß Länge und 15 Fuß Breite besahen, sie war roh von Brettern zusammengeschlagen, durch die Fugen pfiff der Wind, die unten angefaulten Hölzer droheten jeden Augenblick zusammenzubrechen. Die Schule war zur Zeit abwechselnd, wie die unzweideutigsten Spuren verriethen, ein Pferde-, Kuh- oder Schweinestall, nahm ein Zimmer von etwa 12 Fuß ins Gevierte ein und hatte zwei Bänke für etwa 12 Kinder und eine schwarze Tafel, woraus man auf das Schulzimmer schließen konnte. Mein Begleiter sagte dem uns führenden Richter, es sei eine Schande, in einem doch nicht so ganz kleinen Orte eine so schlechte Kirche und Schule zu haben.

„Ja Herr, das ist wahr — erwiderte der Richter — aber wir sind arm und wenn uns die Grundherrschaft nicht unterstützt, so können wir nicht bauen und bessern.“

Nun, wenn Ihr hier in Padina Matje erst nicht mehr so arge Diebe und Räuber seid, wird Euch sicher geholfen werden, war die Antwort des Beamten, worauf sofort der Richter entgegnete:

„Ja, Herr, das ist wahr, aber eben weil die Kirche und Schule so schlecht, sind wir solche Räuber und Diebe.“ —

Der Wallache ist sehr geschickt in allen Handarbriten, in gewisser Beziehung ein mechanisches Genie.

Es beweisen das z. B. seine einfachen Löffelmühlen. Das Wasser steigt mit einem entsprechenden Fall gegen das horizontal liegende Rad, dessen Schaufeln löffelartig in die Höhe gebogen sind, und treibt so die verticale Welle. Offenbar die Idee der Turbine. — Seine geistige Bildung ist gleich Null. Lesen und Schreiben gehört zu den Künsten, welche er nur in äußerst seltenen Ausnahmen sein eigen nennen kann. Die Schulen werden selten, auch wohl gar nicht besucht, dann aber lernen die Kinder nichts als Beten! d. h. geist- und gedankenlos die gewöhnlichen Gebete, wie sie die Kirche vorschreibt, ableiern. Es ist ein wahrer Jammer und eine Schande, wie elend der Unterricht bestellt ist, und das bei einem Volke, welches ich für ungemein bildungsfähig zu halten geneigt bin. Es wäre sicher der Mühe werth, sich ernstlich mit der Bildung und dem Unterrichte dieses Volkes zu beschäftigen, das Material ist gewiß gut, besonders bei den Frauen, wie wir gleich sehen werden. Und wo die Frauen körperlich und geistig verhältnißmäßig so hoch stehen, wie bei den Wallachen, wird die Einführung eines bessern sittlichen Zustandes entsprechend leicht, denn der Keim zum Guten, welchen die Mutter in die junge Brust des Kindes pflanzt, wird selten ganz ausgerottet.

Die Wallachen betteln niemals, mir ist es wenigstens nicht begegnet, angesprochen zu werden. Sie sind zu stolz dazu. Giebt man ihm bei irgend einer

Gelegenheit ein Trinkgeld, so danken sie, ohne einen Blick auf die Gabe geworfen zu haben, sie zeigen durch die wahrhaft noble Art, womit sie das Gebotene annehmen, daß sie entfernt nicht hübsüchtig sind und beschämen damit alle unsere feinen Kellner und Stubenmädchen. Ebenso wenig ist der Wallache neugierig, selbst die Frauen nicht, niemals wird man mit den sonst so gewöhnlichen Fragen über Herkommen und dergleichen belästiget.

Die wallachischen Frauen sind, nach orientalischer Art, ihren Männern durchaus untergeordnet und sie leben eigentlich nur für sie und ihre Kinder. Sie sind ausnehmend fleißig und geschickt. Schon die kleinen Mädchen sieht man selten ohne die Spindel. Sitzen die Frauen auf dem Markte, so haben sie die Spindel als Begleiterin oder sie nähen an den Verzierungen ihrer Hemden und dergl. Die Wallachin webt das wollene Zeug, welches ihr Mann gebraucht, das Leinen, die Kotzen u. s. f. Kurz, sie verfertiget alles Material für ihre Kleidung. Dabei verziert sie die weite Hose des Mannes mit selbst verfertigten Spitzen, stickt ihre und des Mannes Hemden mit großer Kunstfertigkeit und färbt die dazu nöthige Wolle und Baumwolle, sie besorgt den ganzen Haushalt und hilft dem Manne bei seiner Feld- und Gartenarbeit, im Weinberge, im Walde, selbst als Handlangerinnen bei Mauerarbeiten u. dgl. sieht man sie thätig. Dabei sieht man sie häufig mit ihren kleinen Kindern

bepackt, und nach der Sorge, welche sie diesen widmet, erscheint sie als eine zärtliche Mutter. Unterricht erhält das Mädchen eben so wenig oder so viel als die Knaben, mit denen sie eine Schule besucht oder nicht besucht. In dem Dorfe Plavischoviza an der Donau in der Militairgrenze sah ich ein hübsches junges Bauernweib stehen, dessen besonders schön gesticktes Hemde mir so auffiel, daß ich näher zu ihr trat und vermittelst eines Dolmetschers eine Unterhaltung begann. Sie war die Tochter eines Popa, an einen Bauer verheirathet, konnte weder lesen noch schreiben, hatte auch niemals eine Schule besucht. Eines Geistlichen Tochter! Das giebt ein treues und schlagendes Bild des Volks-Unterrichts. Und das in einem Staate, von dem man eine Verbreitung der Cultur gen Osten erwartet.

Die wallachischen Mädchen werden im Allgemeinen als sittsam geschildert, der Bursche sieht auf den guten Ruf seiner Auserwählten. Die verheiratheten Frauen aber sollen eben keine Muster von Sittenreinheit sein.

Die Sprache der Wallachen, eine echt romanische mit sehr vielen lateinischen Anklängen, z. B. domini, Herr, porta, Thor, bun, gut, frapsin, Esche, carpin, Weißbuche, fag, Rothbuche, ist wohllautend und klangvoll.

Die Kleidung der Männer besteht im Sommer aus einem leinenen oder hanfenen Hemde (gamasc), mit einem kleinen stehenden Kragen, welcher, wie der

Schlitz, mit einer schmalen rothen, blauen oder grünen Kante in Wolle gestickt ist. Diese Stickerei ist nach Muster und Farbe in den Dorfschaften verschieden, so daß man darnach die Heimath des Mannes zu erkennen vermag. Das Hemd wird über die weiten leinenen Hosen (ismenje) getragen. Ueber einer Bandage von verschiedenen farbigen Tuchstreifen (obelje), womit das Bein bis über die Wade bekleidet ist und welches meistens durch rothe Bänder gehalten wird, bekleidet den Fuß eine mit Riemen befestigte Sandale (opincs). Strümpfe kennt der Wallache nicht. Diese Fußbekleidung bleibt für den Sommer und Winter gleich. Ueber das Hemde wird eine weiße oder graue Weste von Wollstoff getragen, vorn mit einer dichten Reihe Knöpfe besetzt. Um den Leib ist ein 6 Zoll breiter dicker, oft 3 bis 4 Pfund schwerer Ledergurt, mit drei großen Messingschnallen befestigt, in welchem Messer, Feuerzeug, Pfeife, Tabak u. dgl. untergebracht werden. Bei rauhem Herbst- und Frühjahrswetter wird ein weiter Ueberrock von weißem oder dunkelm, meist braunem oder blauem Wollzeuge, mit reicher bunter Stickerei in Wolle, oft auch in Gold und Silber verziert, angelegt. Der weiße heißt Labanitza und wird für schöner als der dunkle, Burka genannt, gehalten. Im Sommer bedeckt ein breitkrämpiger, aber niedriger Filzhut (palaria) den Kopf, im Winter eine Pelzmütze (klebecz), welche mit den meistens sehr langen Wollzotteln dem Manne ein wildes Ansehen

giebt. Die Leinwandhose wird im Winter mit einer wollenen (nadras) vertauscht und der Oberkörper mit einem kurzen, der Weste ähnlichen Schafpelz (peptare) oder mit einem bis an das Knie reichenden (coscok) bedeckt. Bei Regenwetter wird die rauhe Seite nach auswendig, bei Kälte nach inwendig getragen.

So tragen sich die Posanen, bei den Fradutzen ist der Stoff gröber, die Verzierungen sind weniger geschmackvoll, der lederne Gurt ist 12—15 Zoll breit mit 5—6 Schnallen und oft 5—6 Pfund schwer. Der Hut wird größer, gröber in Filz und stärker aufgekrämpt getragen.

Das ganze weibliche Geschlecht bei den Posanen trägt nur ein langes, bis fast zum Enkel reichendes weißes leinenes Hemde, am Schlitz und auf den Achselstücken mit rother, schwarzer und blauer Wolle in verschiedenen Mustern gestickt. An Feiertagen ist dasselbe sehr fein, mit besonderer Sauberkeit und vielem Geschmack reich gestickt und mit breiten Spitzen besetzt. Ueber das Hemde tragen sie im Festschmuck ein vorn offenes Leibchen von dunklem Wollstoffe, sonst ist das Hemde das einzige Kleidungsstück. Um die Taille schlingt sich ein 6—8 Zoll breiter Gürtel von bunter Wolle und verschieden gemustert, an welchem vorn und hinten eine Art Schürze von gleichem Stoffe und Färbung, aber mit bunt gestickten Rändern (vorn Schurz, hinten Obregg genannt) verbunden ist, welche bis zum Knie herabreichen, so daß an den Seiten

das Hemde sichtbar bleibt. Diese Schürzen tragen auch die kleinsten Kinder. Im Sommer gehen alle Weiber barfuß, nur beim Tanze und sonstigen festlichen Gelegenheiten tragen sie Strümpfe und Schuhe, im Winter Sandalen, wie die Männer, und dann wird von den Frauen ein Pelzleibchen ohne Aermel, das Rauhe nach inwendig getragen, die Mädchen gehen selbst bei der strengsten Kälte nur im Hemde.

Die Fradutzen unterscheiden sich von den Posanen vorzugsweise dadurch, daß Obregg und Schurz gleich von dem Bunde um die Taille an mit roth, schwarz, grün und blau gefärbten Fransen, die bis an die Kniee reichen, besetzt sind.

Die Frauen tragen entweder eine niedrige Haube, hinten mit einem breiten Bande, welches für den Putz mit Gold und Silber durchwirkt ist, oder ein Kopftuch, auf der Stirn zusammengebunden. Die Mädchen gehen meistens in bloßem Kopfe, tragen sie das Kopftuch, so binden sie es unter dem Kinn zusammen. Das Haar wird sorgfältig in Scheitel getheilt, bei festlichen Gelegenheiten, wie ich schon oben sagte, werden falsche Zöpfe eingeflochten, und der Kopfputz durch Bänder, künstliche oder natürliche Blumen vervollständigt. Mit natürlichen Blumen schmückt sich das wallachische Mädchen gern, an Werkeltagen aber nur mit einem kleinen Strauß, oft nur einer einzelnen Blume an jeder Seite der Schläfe. Bei den Posanen hängen die Flechten lang auf den Rücken hinab, bei

den Fradutzen werden sie um den Kopf gewunden. Als Schmuck trifft man auf dem Kopfe häufig eine, zwei oder selbst drei Reihen Geldstücke von der Stirn bis zum Wirbel und gehenkelte Geldstücke um den Hals. Reiche Mädchen tragen Dukaten, ärmere um den Hals Kronenthaler oder Zwanziger und im Haare Sechskreuzerstücke. Auf diesen Geldschmuck wird viel Werth gelegt und die Wallachin macht lieber Schulden, ehe sie sich zur Zeit der Noth von diesem Geschmeide trennt.

Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnten die Wallachen meistens als Hirten im Lande zerstreut in ihren Szallas. Erst unter Maria Theresia wurden sie mehr an feste Wohnsitze gebunden, es wurde ihnen Land angewiesen, sie begannen Ackerbau zu treiben und zogen sich in geschlossenen Dörfern zusammen, wo jeder Familie ein Wohnplatz mit Hausgarten angewiesen wurde. Daher die auffallend regelmäßige Bauart fast aller wallachischen Dörfer im Banate. Neben der Schule oder in der Grenze neben dem Offiziersquartier findet man die sog. Klopfe, ein an einer Schnur aufgehängtes kleines Buchenbrett, an welches mit hölzernen Hämmern geschlagen wird, um die Gemeinde zusammen zu rufen. Mich erinnerte das lebhaft an die „Hillebille" der Harzer Köhler. In der Fastenzeit wird eine solche Klopfe neben den meisten Häusern von den Kindern aufgehängt und von diesen, oft auf mehreren zugleich, ein

gewissermaßen harmonisches Geklopfe betrieben. Man betrachtet das als eine Aufforderung, daß in dieser Zeit das Beten nicht verabsäumt werden dürfe.

Die Wohnungen der Wallachen sind in den Bergorten größtentheils roh von Holz, auf steinerne Fundamente, aufgebaut und mit Schindeln gedeckt. Der Schornstein ist tief am Dache angesetzt, von Ruthen geflochten und mit Lehm überklebt. In den Dörfern des Flachlandes sind die Häuser meist von Stein mit Stroh= oder Rohrdächern. Die Fenster sind nicht auffallend klein, weit größer, wie bei den Slaven, statt Glasscheiben aber nicht selten mit Papier oder kleinen in Papier eingeklebten Glasstückchen versehen. Im Innern befinden sich selten mehr als 1—2 Zimmer nebst Küche und der Stall ist meistens in Verbindung mit dem Hause. Neben demselben fehlt niemals ein kleiner Hausgarten; Knoblauch und Zwiebeln finden wir vorzugsweise cultivirt, jedoch auch einige Blumen, an Obstbäumen wird die Zwetschge mit Vorliebe angebaut, welche hier vorzüglich gut ist. Im Lande erscheint um und neben den Häusern der Wallachen die Akazie als ihr Lieblingsbaum.

Höchst einfach sind die Hausgeräthe. Ein niedriger, höchstens 2 Fuß hoher Tisch mit einigen niedrigen Schemeln ohne Lehnen. Der Boden ist selten gedielt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit Querstangen, auf welchen Bretter liegen, vertreten die Bettstelle, ein mit Kukurutzstroh oder Heu gefüllter Sack mit

einer Decke die Stelle des Bettes. Oft fehlt selbst die Letztere und der Pelz oder alte Kleidungsstücke werden statt ihrer benutzt. Die Bettdecken (Killim) sind, besonders bei reichen Leuten, schön gewirkt mit bunten Farben, ebenfalls eigenes Fabrikat der Hausfrau, und ist dieselbe auf derartige Erzeugnisse besonders stolz. Bei Wohlhabenden trifft man mitunter sogar ein Kopfkissen. Ein großer Lehmofen, in den Montanorten häufig durch eiserne Oefen ersetzt, nimmt nicht selten den vierten Theil des Zimmers ein. In der östlichen Ecke des Zimmers wird ein heiliges Bild aufgehängt, ihm oft ein kleiner Altar erbaut, ein Gegenstand der häuslichen Verehrung. Geschmacklosigkeit, wie das auch bei uns der Fall ist, herrscht bei diesen Bildern vor, denn der Wallache will dabei viel Gold und bunte Farben. Auf dem Raume, welcher die Hausflur ausmacht, befindet sich der Herd, einige Bleche, eine große Haube von Eisenblech, einige Töpfe, hölzerne Teller und Löffel machen das ganze Küchengeräthe aus.

Das Hauptnahrungsmittel der Wallachen liefert der Kukurutz, von welchem sie eine Art Brod (Malay oder Kolesce) bereiten, indem das Mehl mit Wasser und etwas Salz angemacht und in der Asche geröstet wird. Auch kochen sie das Maismehl mit etwas Speck zu einem Brei, welcher Mamaliga heißt. Milch liebt der Wallache wohl, doch ist der Genuß derselben wegen der vielen Fasttage äußerst beschränkt, und so

werden seine Kühe nur zeitweise gemolken, er braucht sie eigentlich nur zur Zucht. Sonst liebt er Schafkäse, Zwiebeln, Knoblauch, ißt selten Hammelfleisch, aber mehr Speck und getrocknete Fische, niemals Butter und viel Obst, womit das Banat reichlich gesegnet ist. Nur an Feiertagen wird Rindfleisch gegessen, die Suppe davon aber als ungenießbar fortgegossen. In der Fastenzeit, welche alles zusammengerechnet, etwa 200 Tage*) ausmacht, wird nur Malay, Bohnen, Zwiebeln und häufig Brennnesseln, als Gemüse gekocht, genossen. Die Fasten werden streng gehalten, und Alles, was vom Thiere kommt, selbst Eier, Milch sind verboten, selbst mit Fett darf nicht gekocht werden, es wird durch schlechtes Baumöl ersetzt. Kartoffeln liebt der Wallache nicht, sie werden daher sehr wenig gebaut. Das Getränk besteht in Wein und Rakia. Man kann nicht in Abrede stellen, daß der Wallache nicht selten zu viel trinkt, allein das Laster der Trunkenheit tritt doch nicht so hervor als in Galizien, denn hier wird mehr Wein, dort nur Branntwein getrunken. Nie sah ich ein wallachisches

*) Mir wurde die Fastenzeit angegeben wie folgt: 56 Tage vor Ostern, Maria Geburt 14 Tage, Peter und Paul 28 Tage, vor Weihnachten 42 Tage. Alle übrigen Freitage mit 32 und alle übrigen Mittwochen mit 32 Tagen. Letztere werden in neuerer Zeit nicht mehr gewissenhaft gehalten.

Weib betrunken, wohl aber bei einem kurzen Aufenthalt in Galizien mehrere Polinnen.

Man giebt, wie wir oben gesehen haben, dem Wallachen Faulheit Schuld und allerdings ist er es nach unseren Begriffen. Seine Arbeitsleistungen sind weit geringer als von einem Deutschen. Allein man sei gerecht. Gewiß muß bei einer so elenden und der menschlichen Natur so wenig entsprechenden Nahrung dem Manne die Kraft fehlen. Die sehr wenige Fleischkost, dabei die vielen auf einander folgenden Fasttage, wo auch das wenige Fett, welches sonst zur Speise verbraucht wird, verboten ist, kann einem Manne keine Kraft geben. Kraftlosigkeit dürfte man daher eher bei den Wallachen dasjenige nennen, was man gewöhnlich Faulheit zu nennen beliebt. Man nähre das Volk besser und man wird sehen, was das für eine unerwartete Wirkung in Bezug auf Arbeitsleistung äußern wird.

Das Hauptvergnügen der Wallachen ist der Tanz, Zsok, welcher meist alle Sonntage, nach dem gegen Abend stattfindenden Gottesdienste, abgehalten wird. Der Tanz beginnt von den Mädchen und Burschen im Freien vor dem Wirthshause und wird bis zum gänzlichen Dunkelwerden fortgesetzt. Dann gehen diese nach Hause und die Weiber und Männer tanzen im Wirthshause, wo niemals ein Mädchen, welche auf ihren guten Ruf hält, erscheint. Beim Tanze sind die Burschen sehr eifersüchtig, sie tanzen den ganzen

Abend nur mit ihrer Auserwählten und obwohl sonst der Wallache keine Neigung zu Raufereien hat, so kommt es doch über die Mädchen und über die Ehre des Vortanzes öfters zu tüchtigen Schlägereien unter den Burschen. Nach einer höchst eintönigen Musik, welche zwei oder drei Zigeuner auf elenden Geigen mit drei Saiten abkratzen, bewegen sich in einer Ronde die Paare im langsamen Takte, mehr gehend in einem dreifachen Schritt, mit wenigem Ausdrucke in Figuren oft Stunden lang. Dieser Tanz heißt Hora. Der zweite, Kaluscheste, ist ein hüpfender Kreistanz, und der dritte, Dedoi, ebenfalls hüpfend, wird aber paarweise wie unser Walzer getanzt.

Ihr Gesang ist überaus eintönig und fast ganz ohne Melodie, meistens in langsamen, schwermüthigen, ungefälligen Weisen, welche selbst Musiker vom Fache sich schwer zu merken vermögen. Besondere musikalische Instrumente besitzen sie nicht. Poesie ist unter den Wallachen wenig zu Hause, namhafte Dichter fehlen ganz; überhaupt wird die National-Literatur wenig cultivirt.

Bei den Hochzeiten schmückt sich die Braut, so gut es ihr Vermögen gestattet, mit dem feinsten Hemde oder Obregg, das Haar mit seidenen Bändern von bunten Farben und künstlichem Blumenkranz verziert, eine Schnur Dukaten oder Silberstücke um den Hals oder über der Stirn, Schuhe und Strümpfe fehlen dann nicht. Der Bursche legt ebenfalls seine besten

Kleider an, trägt an diesem Tage auch Stiefeln und den Hut mit Federn und Bändern aufgeputzt. Die Braut wird von den Beiständen des Bräutigams zu Wagen, womöglich mit vier Pferden bespannt, abgeholt. Diese sind mit bunten Bändern geziert und den Wagen umgeben die Burschen zu Pferde. Hinter dem Kutscher sitzen gewöhnlich drei zerlumpte Zigeuner, welche auf ihren Geigen wallachische Tänze und Weisen spielen. Auf dem Wagen nehmen nebst der Braut deren Eltern und nächsten Verwandten Platz und dann geht es im schnellsten Jagen zur Kirche. Nach der Trauung begiebt sich der Zug zu den Eltern der Braut, wo die Feier zunächst mit einem Gastmahle, wobei Schweinefleisch und Sauerkraut die Hauptrolle spielt, beginnt und mit Sang und Tanz im Freien wie im Zimmer bis zum nächsten Morgen fortgesetzt wird, wo dann die Gäste mit Musik zu Hause geleitet werden. Auf das Gastgebot wird viel gehalten und, um das gehörig auszurichten, auch der letzte Kreuzer nicht geschont. Nach demselben wird die Braut von der Mutter und einigen andern Frauen in den Keller geführt, ihr der Zopf abgeschnitten und das Kopftuch umgebunden. Das geschieht aber nur bei den Posanen und wird in der neuern Zeit häufiger unterlassen. Während des Tanzes sammelt der Brautvater die Gaben von den Gästen ein, wovon die Kosten der Musik bestritten werden. So wird drei Tage fort jubilirt theils bei den Eltern der Braut, theils bei

den Beiständen. Die drei Festtage ziehen früh Morgens die jungen Burschen mit Musik durch den Ort, um die Hochzeitsgäste einzuladen, führen ein kleines Faß Wein (Schuttera) mit sich, woraus jedem Bekannten zum Trinken angeboten wird. Daß dabei viele schöne Räusche abfallen, wird der Leser ohne besondere Versicherung glauben.

Bei den Kindtaufen geht es stiller zu, doch giebt der Vater jedesmal einen Festschmaus, wozu neben den Taufpathen (Nasc) der Popa und die nächsten Verwandten eingeladen werden. Während des Mahles wird vom Kindtaufsvater Geld gesammelt und es ist Sitte, daß die Gabe nach der des zuerst gebenden Nasc von den übrigen Gästen bemessen wird. Daher kommt es wohl vor, daß der Wirth dem Nasc 5 selbst 10 Gulden giebt, um sie auf den Teller zu legen und dadurch die Uebrigen zu einer gleichen Gabe zu bestimmen. Zum Nasc gebeten zu werden, hält der Wallache für eine besondere Ehrenbezeugung, daher die Sitte, daß gewöhnlich diese Pathenstellen in einer Familie erblich sind.

Ganz eigen sind die Gebräuche der Wallachen bei einem Todesfalle in der Familie. So wie der Kranke die letzte Oelung erhalten, erscheinen die bezahlten Klageweiber, bekleiden oft den noch lebenden Kranken mit der Leichenkleidung, zünden die Todtenkerzen an und umgeben den Sterbenden oder Todten während 24 Stunden weinend und wimmernd mit

den herzzerreißendsten Klagen und Jammern. Ebenso wird oft noch 8 bis 14 Tage Tag und Nacht auf dem Grabe des Vorstorbenen fort geweint und gejammert, zuweilen von den Angehörigen aus Liebe für denselben, häufiger von den Klageweibern für Geld. In den Sarg wird ein Stock, ein neues kleines Tuch und ein Kreuzer gelegt, ersterer zum Uebergang über den Jordan zu benutzen, das Tuch zur Bekleidung und den Kreuzer, um den heiligen Petrus zum Oeffnen der Himmelspforte geneigt zu machen. Wenn der Todte zum Kirchhofe geführt ist, wird häufig ein Schuß abgefeuert, damit die Seele nicht zurückkehrt, und auf der Sterbestätte zerbrechen sie einen neuen Topf als Zeichen der irdischen Vergänglichkeit. Von diesen Gebräuchen kommen manche in der neuern Zeit in Abnahme, aber im alten Glanze muß nach dem Begräbnisse das Todtenmahl, die Pomana, wozu alle Verwandten eingeladen sind, abgehalten werden. Dabei wird stark geschmauset und noch stärker, oft zum Uebermaß, getrunken. Diese Pomana wiederholt sich nach 6 Wochen und zum dritten Male nach etwa 6 bis 9 Monaten. Sie glänzend abhalten zu können, wird als eine Ehrensache betrachtet, und oft verkauft der Wallache die einzige Kuh aus dem Stalle, um die Kosten dazu zu erlangen.

Eine andere Gelegenheit zu Gastereien bietet der im Kalender verzeichnete Heiligentag des „Hauspatrons" (Hausheiligen) dar. Diese Tage heißen Prasnec,

welches man nur mit Freßtag übersetzen kann, wobei Verwandte und Freunde zu einem festlichen Mittagsmahle zusammen kommen. Die Feier dieser Tage wird mit großer Gewissenhaftigkeit gehalten, indem der Wallache glaubt, daß sich sonst der Hauspätron dieser Vernachlässigung wegen rächen werde.

Die Romanen sind voll von Aberglauben und halten viel auf Vorbedeutungen, Hexerei u. dgl. Ich werde mehrere der interessanteren oder eigenthümlicheren dieser Glaubensartikel mittheilen.

Alte Weiber besprechen junge Mädchen, mit welchen sie eine Heirath zu Stande bringen wollen.

Rothhaarige Männer hält man für Vampire, welche, wenn sie verstorben sind, vorzugsweise, aber nicht allein, den jungen Mädchen das Blut aussaugen. Die Leiche wird deshalb mit einem großen eisernen Nagel, welcher an der Unterseite des Sarges umgenietet wird, in demselben festgenagelt.

Es können aber auch Andere, als Rothhaarige, Vampire sein. Folgen in einer Familie rasch mehrere Todesfälle nach einander, so ist das ein sicheres Zeichen, daß sich unter den Verstorbenen ein Vampir befindet. Man öffnet dann das Grab derer, auf welche man deshalb Verdacht hat; findet man ein Loch im Sarge, so wird in denselben ein Schuß abgefeuert oder man schlägt einen hölzernen Pfahl durch den Sarg, um so den Vampir zu bannen.

Bei heftigem Sturm soll man Mehl und Salz in die Luft werfen, um den Sturm zu füttern und so zu beruhigen.

Bei Hagelwetter hilft es, wenn eine Holzaxt mit der Schneide nach aufwärts gestellt wird, oder man wirft Schloßen oder Palmzweige (von der Saalweide) in das Feuer.

Auf der Reise bedeutet das Zusammentreffen mit Zigeunern oder Juden Glück, Unglück aber, wenn man einem Popa begegnet. Letzteres kann abgewendet werden, wenn man eine Hand voll Heu hinter sich aus dem Wagen wirft oder hinter sich drei Male ausspeiet.

Donnert es über dem dürren (unbelaubten) Wald, so haben die Räuber Unglück.

Kommt zu Neujahr oder zu Ostern eine fremde Person mit einem leeren Gefäße in der Hand in's Haus, bedeutet es Unglück.

Läuft während der Reise ein Hase über den Weg, so ist es eine unglückliche Vorbedeutung.

Eben die Bedeutung hat eine krähende Henne, oder wenn man im Frühjahre zuerst ein schwarzes Lamm sieht, oder wenn eine schreiende Hauskatze durch das Fenster eingelassen wird.

Ein heulender Hund im Hause zeigt an, daß in demselben bald eine Person sterben werde.

Beim Gewitter muß der Hund aus der Stube, sonst schlägt es ein.

Nach dem Waschen darf man die nassen Hände weder rechts noch links schleudern, denn das macht mager.

Ebenso wird ein mit dem Besen geschlagenes Kind mager.

Wer einen Löffel nach dem Essen in der Speise stecken läßt, hat eine schlaflose Nacht.

Steht ein hölzerner Schemel im Hause mit den Füßen nach oben, weinen die armen Seelen im Fegefeuer.

Kauft man Geflügel, so kann man es an's Haus binden, wenn man die Köpfe desselben an den Herd schlägt und dabei spricht: „So wie der Herd in der Küche bleibt, sollst auch du im Hause bleiben."

Werden Pferde oder Hornvieh durch Kauf oder Tausch übernommen, so muß man sie über eine Schürze, welche über der Thürschwelle ausgebreitet ist, in das Haus führen, dann den Thieren in derselben Schürze rasch das erste Futter bringen, weil sie sich dadurch schneller an das Haus und dessen Bewohner gewöhnen.

Einem neugebornen Füllen muß ein hölzerner Löffel um den Hals gehängt werden, damit es durch böse Augen nicht behext werde.

Giebt eine Kuh viele Milch, so ist es zweckmäßig, daß derselben in die Mitte des Schweifes ein rother Faden umgebunden werde, damit sie durch böse Augen die Milch nicht verliere.

Ueber einem Milchtopf darf kein Brod geschnitten werden, weil dadurch das Euter der Kuh leidet.

Bei einem neugebornen Kinde spricht die Mutter: „möge dem bösen Geiste ein Stein in den Rachen fallen.“

Wallachische Sprichwörter giebt es sehr viele. Die meisten sind den deutschen, welche man bei uns mehr im Munde des Volkes findet, ganz gleich; ich setze deshalb nur diejenigen her, welche mir auffielen.

Floh auf der Hand,
Brief aus dem Land.

Wer bei Tage schläft, muß bei Nacht hungern.

Vom Hunde wird kein Speck erzeugt.

Schlagt den Sattel und meint das Pferd.

Das Haus brennt und die Alte kämmt sich.

Der Kluge verspricht, der Dumme erwartet.

Wer von einem Ei nicht satt wird, den sättiget auch kein Ochse.

Gieb mit der Hand, suche mit den Füßen.

Im Früheren habe ich schon wiederholt auf den ganz elenden Zustand der Schulen im Allgemeinen und auf die durchaus ungenügende Volksbildung hingewiesen. Außer den wallachischen Schulen sind in den vorwaltend deutschen Ortschaften deutsche Volksschulen, Elementarschulen mit zwei Classen, wo ebenfalls Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden. Diese deutschen Schulen sind viel besser als die wallachischen,

sie werden aber selten von den Wallachen besucht, am ehesten in der Grenze, weil dort die durch Kenntniß der deutschen Sprache gegebene Möglichkeit, zum Unterofficier avanciren zu können, einen Anreiz dazu giebt.

So elend es mit der Schule bestellt ist, ebenso jammervoll sieht es mit der Kirche aus. Man findet im Banate unter den römisch-katholischen Landgeistlichen in der Regel eine entsprechende, selbst gute Bildung, wogegen unter dem niedern Clerus in der griechischen nichtunirten Kirche ganz und gar das Gegentheil stattfindet. An sich bewegt sich der Gottesdienst dieser Kirche fast ganz in äußeren Formen, Predigt und Katechese machen nur den geringsten Theil davon aus. Dagegen wird viel auf die Sinne gewirkt, durch Gesang der eigens dazu bestimmten Kirchensänger, da die Gemeinde nicht singt, durch Räuchern und durch viele, aber meistens herzlich schlechte Bilder in den Kirchen. Unter den Bußübungen nehmen die Fasten die erste Stelle ein, welche meistens sehr strenge gehalten werden. Die äußeren Gebräuche, wie Bekreuzen, Anrufen der Heiligen, Hersagen der angelernten Gebete, Besuch der Messe, welche als die Hauptsache beim Gottesdienste angesehen wird, diese äußere Religion ist es, welche wir bei Laien und den Priestern des niedern Clerus allein antreffen. Die Sittenlehre der christlichen Religion ist bei beiden wenig oder gar nicht eingedrungen, wohl vorzüglich des-

halb, weil sich der Popa eher zu allem Andern, nur nicht zur Sittenlehre eignet.

Die Bildung des Popa ist eine äußerst geringe. Zwar soll ein Jüngling, welcher sich dem geistlichen Stande widmet, die lateinischen Schulen absolvirt und das Seminar zu Versèc besucht haben; allein es erfolgt gegen ein gut Stück Geld von dem Bischofe so häufiger Dispens, daß man mir von allen Seiten versicherte, eine sehr große Anzahl Priester könnten kaum lesen oder schreiben. Deutsch verstehen nur wenige. Sie eignen sich die äußern Formen an, lernen die Messe und die nöthigen Gebete, Sprüche, Heiligenlegenden u. dergl. auswendig und amtiren so rein als Handwerker. Es wurde mir unter Anderm von einem protestantischen Geistlichen erzählt, daß einst ein Popa, welcher als solcher schon zehn Jahre functionirt habe, in äußerster Verlegenheit zu ihm gekommen und ihm seine Noth geklagt habe, wie der Bischof bei der Versetzung auf eine andere Stelle von ihm die Haltung einer Predigt verlange. Er möchte nun gerne wissen, was das eigentlich sei. Nach der ihm darüber gewordenen Aufklärung habe der Popa ihn ersucht, ihm eine Predigt zu machen, was der Pastor jedoch deshalb abgelehnt habe, weil er nicht wallachisch schreiben könne. — Derselbe protestantische Pastor erzählte mir eine andere in einem wallachischen Orte seiner Nachbarschaft vorgekommene ebenfalls charakteristische Anekdote. In dem betreffenden Orte

waren häufige Brandstiftungen an den Getreide- oder Heuschobern vorgekommen und die Grundherrin läßt den Popa auffordern, dieserhalb der Gemeinde eine Strafpredigt zu halten, mit dem Bemerken, sie werde dann selbst die Kirche besuchen. Der Popa beginnt: Es ist häufig vorgekommen, daß ihr Schober anbrennt, das ist ganz unvernünftig, denn ihr habt nichts davon, besser ihr stehlt einen Ochsen, das bringt euch doch Vortheil. — So weit hörte die Grundherrin diese moralische Predigt an, dann sprang sie auf, gebot dem Popa Schweigen und hielt nun ihrerseits der Gemeinde eine solche eindringliche Strafpredigt, daß fortan Brandstiftungen nicht mehr stattfanden.

Das mag genügen, um den Standpunkt des niedern Clerus der griechischen Kirche in Bezug auf ihre Kenntnisse und der Auffassung ihrer Amtspflichten darzulegen. Man sagte mir, die Bischöfe könnten deshalb nicht mit der erforderlichen Strenge auftreten, weil sonst der Popa gleich mit seiner Gemeinde zur uniirten Kirche überträte, etwas, was überdem von der Regierung begünstigt werde.

Der sittliche Zustand des Popa ist in der Regel noch weit elender und dem entsprechend auch seine bürgerliche Stellung. Die griechische Geistlichkeit darf sich in den niedern Graden verheirathen, nur vom Bischof an aufwärts nicht, die hohen Geistlichen und die Klostergeistlichen leben im Cölibate. Der Popa auf den Dörfern ist genöthigt Landwirthschaft zu treiben

und er thut das ganz wie ein Bauer. Er führt seine Ochsen selbst, ackert, besorgt die Ernte u. s. f.; im Aeußern erkennt man ihn, wenn er nicht etwa in der Stadt seine Amtstracht, einen langen blauen Talar, angelegt hat, nur an dem Kinnbart. Um das Ansehen zu bezeichnen, worin er steht, brauche ich nur zu bemerken, daß mir ganz übereinstimmend von Personen in der verschiedensten bürgerlichen Stellung versichert wurde: der Popa sei stets der größte Räuber im Orte. Werde Raub, Diebstahl oder eine anderweite Schlechtigkeit begangen, so stehe in der Regel der Popa, nächst ihm der Richter des Dorfes, an der Spitze. Unter Anderm wurde mir folgende Thatsache erzählt. In dem Dorfe Kriwina nächst der siebenbürgischen Grenze wurde bei einem Bauer eingebrochen. Um denselben zur Herausgabe seines Geldes zu zwingen, schnitt man ihm die Ohren ab, ebenso ein Stück der Nase, und brannte den Unglücklichen mit glühenden Ketten. An der Spitze dieser scheußlichen Bande standen drei Popa's und nächdem zwei Lehrer, ein Notariatsschreiber und zwei Kirchendiener. Diese Bande war damals bereits mit dem Gerichte in Conflikt gerathen, indessen man hatte ihnen nichts nachweisen können; die Theilnehmer blieben im Amte und setzten ihr sauberes Getreibe fort. Allein am 5. Januar 1860 sind, nach einer Notiz in der Presse, sieben dieser Gesellen, welche bei einer andern Gelegenheit ergriffen, wobei die vorerwähnte Geschichte

ebenfalls zur Geltung gebracht wurde, vom Kreisgerichte zu Lugos, als Standgericht, zum Strange verurtheilt.

Die Feldwirthschaft der Wallachen ist sehr einfach, sie beschränkt sich meist nur auf den Anbau von Kukurutz, seltner Weizen, öfter noch Hafer. Die Feldarbeiten werden in der Regel mit Ochsen besorgt, welche mittelst eines einfachen Joches um den Hals an die Deichsel gespannt werden. Von regelmäßigem Düngen oder einer entsprechenden Ackerbestellung ist keine Rede, die Pflüge und sonstigen Ackergeräthschaften sind urwüchsig. Das Getreide wird auf den Feldern ausgetreten. Die nachherige Reinigung geschieht dadurch, daß die Wallachin im Freien eine flache Mulde mit Getreide, Erbsen oder dgl. gefüllt auf den Kopf nimmt und dasselbe langsam auf ein ausgebreitetes Tuch laufen läßt, so daß der Wind die Spreu fortführt. Die Gärten werden ebenso sorglos behandelt, Obst bauet man viel, doch findet eine irgend pflegliche Behandlung der Obstbäume äußerst selten Statt. Zwetschgen sind die Lieblingsfrucht der Wallachen, nächstdem aber werden Pfirsiche, Aprikosen, Aepfel und Birnen erzogen. Pfirsiche und Aprikosen giebt es oft so viele, daß die Schweine damit gefüttert werden. Weinbau wird, so wie ich früher beschrieb, mit wenig Sorgfalt betrieben, obwohl der Wallache die Trauben wie den Wein liebt, erstere sieht man oft fuderweise auf den Märkten zum Verkaufe ausbieten.

Die Wiesen findet man fast allgemein sehr vernachlässigt, häufig mit Gestrüpp bewachsen. Auf gut gepflegten und gedüngten Gebirgswiesen rechnet man einen Ertrag von 40 Ctr. Heu und 20 Ctr. Grummet pr. Joch. Die Viehzucht, Pferde, Rindvieh, Schweine und Schafe, steht ebenfalls auf keiner entsprechenden Stufe. Die Pferde, meist kleinere Gebirgspferde, sind dauerhaft, gehen bewunderungswürdig sicher und haben dabei doch ein lebhaftes Temperament. Eine eigene Race findet man im Banate nicht, die Pferde kommen aus Ungarn, Serbien, mehr noch aus Siebenbürgen. Der Wallache pflegt in der Regel seine Pferde gut, hat man eine schärfere Tour gemacht und hält stille, so tritt er sogleich vor dieselben, reibt ihnen Ohren und Maul, wonach sie wieder munter werden sollen. Das Rindvieh ist meist ungarischer Race. Man legt viel Werth darauf, da der Wallache mehr mit Ochsen, als mit Pferden fährt. Im Sommer geht es auf die Weide meist im Walde, wo bei einem üppigen Gras- und Kräuterwuchs die Nahrung vortrefflich ist. Auf der Weide findet man eigene Hirtenwohnungen, Szallas, wo die Hirten über Sommer ihr Wesen treiben. Viehweiden ist so recht ein Lieblingsgeschäft des Wallachen, er kann dabei nach Herzenslust faulenzen. So sieht man häufig Vater und Sohn, an einem schattigen Platze hingestreckt, einer beschaulichen Muße obliegen. Ich bin überzeugt, daß ein guter Theil der Faulheit der Wallachen von diesem nichtsthuenden

Hirtenleben kommt. Im Winter muß sich das Rindvieh mit Kukurutzstroh und Heu begnügen. Letzteres wird, weil der Scheunenraum sehr unzulänglich ist, in Schobern auf den Wiesen aufbewahrt, und damit das Weidevieh nicht dazu gelangen kann, etwa 10 Fuß von dem Boden auf abgeköpfte Baumstümpfe, deren untere Aeste die Unterlagen bilden, aufgebracht und von diesen gelegentlich nach Hause geführt.

Die Schweine sind größtentheils von der serbischen Race. Der Wallache hält viel auf die Schweinezucht, des Speckes und des Schmalzes wegen, womit im ganzen Banate gekocht wird und welches daher ein nicht unerheblicher Handelsartikel ist. Eine besondere Sorgfalt für die Thiere bemerkt man aber nicht, sie laufen in den Dörfern, Höfen und Gärten so ziemlich nach ihrem Gefallen umher. Giebt es im Walde Eicheln oder Bucheln, so werden sie zur Mast ausgetrieben, sonst mit Kukurutz gemästet.

Die Schafzucht beschränkt sich, so viel ich gesehen habe, nur auf eine langwollige, starkknochige Landrace, welche die so sehr verbreiteten Pelze giebt. Sie werden auf den Weiden oder im Walde erhalten, im Winter möglichst spät zum Stalle getrieben und dort mit Heu gefüttert. Ziegen findet man in den Montan-Distrikten nicht viele, häufiger aber in der Militairgrenze.

In den wärmeren Lagen des Banates wird der Bienenzucht viele Aufmerksamkeit gewidmet. Der Banater Honig ist sehr geschätzt.

Manchem unserer Leser wird es von Interesse sein, die Banater Vieh= und Getreidepreise kennen zu lernen. Ich setze daher diejenigen her, welche mir im Herbste 1859 als für die Gegend von Moldowa an der Donau, ohnweit des Endpunktes der Eisenbahn zu Basiasch, als geltend angegeben wurden.

Ein Paar Ochsen, 7 Ctr. schwer,	100—170	Fl.
= = = 5 = =	80	=
= = Kühe, 3 = =	50	=
= = Schöpse	10—12	=
= = Ziegen	4—5	=
= = Junglämmer	2—5	=
= = Ziegenkitzen	2—3	=
= Schwein, 1 Ctr. schwer,	15—18	=
= = 3 = =	50	=
Der Wiener Metzen Weizen	4	=
(1 Wiener Metzen = 1,118 Berl. Schffl.)		
Der Wiener Metzen Kukurutz	3	=
= = = Hafer	2	=

Werfen wir einen Rückblick auf den Zustand des wallachischen Volkes, der uns jeden Falls vollständig zur Beurtheilung des culturlichen Standpunktes der in Ungarn und dem Banate wohnenden Serben und Slavaken dienen kann, so muß dem Menschenfreunde das Herz schwer werden über eine solche grauenhafte

Vernachlässigung, über solche halbbarbarische Zustände, und wahrlich, es erscheint das um so betrübender, wenn man, wie ich, die Ueberzeugung hat, daß hier ein an sich edles und sehr bildungsfähiges Volk so hart betroffen wird durch Nichtbeachtung der ersten Grundsätze einer vernünftigen Staatswirthschaft.

Und das geschah unter dem Schutze der als Muster der Freiheit gepriesenen ungarischen Verfassung! Und es können jetzt noch ungarische sog. Patrioten nicht nur wünschen, sondern auch ernstlich daran arbeiten, die alte Verfassung mit ihren Einwirkungen auf das Volk zurückzuerhalten! Gewiß kann man nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß dieses ein Unglück für das Land sein würde, und Staatsmänner, welche dasselbe kennen, werden einen solchen Rückschritt nimmermehr zugeben können und dürfen.

Aber auch Oesterreich, ich meine das Neue nach 1848, ist in dem vorliegenden Falle von großer Schuld nicht ganz freizusprechen; es hat zwar dem Wortlaute des Gesetzes nach freie Menschen hier geschaffen, aber sie doch nicht frei gemacht. Sie liegen in den Ketten des Beamtenthums und noch mehr ihr Geist in den Banden der Unwissenheit und Finsterniß. Oesterreich hat hier nichts gethan, um Kirche und Schule zu heben, es hat acht kostbare Jahre verloren, sich die dankbare Anerkennung seiner Unterthanen zu erwerben.

V.

Von Oravicza nach Steierdorf. — Steierdorf. — Geschichte der Kolonisation und gegenwärtige Ausführung derselben. — Steinkohlenbergbau. — Arbeiterverhältnisse. — Unterstützungscassen. — Sociales Leben. — Leben der Arbeiter. — Bergölfabrikation. — Die übrigen banater Steinkohlenwerke. — Die Anina. — Neu-Moldova — Oraviczaer Bergbau. — Szaska. — Nerathaler Hohofen. — Czíclova. — Dognatschka. — Moravitza. — Reschitza. — Bogschan. — Rückblick.

Wenn man die letzten Häuser der Bergstadt Oravicza hinter sich hat, beginnt der Wald und die Bergstraße nach Steierdorf. Der Hauptstock dieses ganzen Gebirges ist Jura- und Kreidekalk. Dem entsprechend erscheinen die Berge schön gewölbt, zeigen eine anmuthige Gruppirung über einander mit scharf geschnittenen Thälern und auf den Höhen mit meist kessel- oder trichterförmigen Einsenkungen von verschiedener Tiefe und Ausdehnung reichlich bedeckt. Die Bewaldung bildet in der Hauptsache die Rothbuche, deren dunkelgrünes Laub durch einzelne Eichen, Ahorn, Linden u. dgl. mehr eine angenehme, für das Auge wohlthuende Schattirung erhält, während dasselbe in

den einzeln dazwischen stehenden mächtigen alten Weißtannen einen Ruhepunkt findet. Die nächste Umgebung der Bergstadt bietet freilich eine so schöne Waldansicht nicht dar, dort hat die Hand des Menschen und der Zahn des Weideviehes verderblich das Walten der Natur gestört, dort findet man ganz kahle, von Wasserrissen durchfurchte Hänge, nur eine elende Weide darbietend oder eine Bedeckung mit Buschholz. Steigt man aber weiter in das Gebirge hinan, so wird der Wald mächtiger und mit Wohlbehagen ruhet das Auge auf den schön bewachsenen Hängen und auf den herrlich entwickelten Bäumen. Freilich erkennt man auch hier die Nähe eines größeren Ortes und die Nähe einer Straße, von welcher ab die Zugthiere vielfach den Wald beschädigen. Solche Bilder einer urkräftigen Waldvegetation, wie uns in den Urwäldern im Innern des Gebirges, weit ab vom Getreibe der Menschen, entzücken, findet man hier nicht mehr.

Die Bergstraße nach Steierdorf wurde noch von dem Aerar gebaut. Sie bringt uns mit einem mäßigen Ansteigen in mannigfachen Schlangenlinien auf die Höhe des Gebirgskammes, wodurch uns der Genuß wird, bald eine ruhige, erhabene Berg- und Waldansicht, bald eine reizende Fernsicht in das zu unsern Füßen liegende schöne Flachland, worin die Gebirge von Versèc malerisch hervortreten, in steter Abwechselung zu erblicken. Der Weg ist vortrefflich angelegt und gut erhalten, nur wird dem Reisenden, wel-

cher an Gebirgsfahrten nicht gewöhnt ist, durch die jähen Abhänge an den Thalseiten, welche nicht einmal durch eine Barriere geschützt sind, der Genuß dieser schönen Natur durch eine stete Besorgniß, in den Abgrund zu stürzen, verkümmert.

Die Straße wurde vorzüglich gebaut, um die Kohlen von den Steierdorfer Gruben nach Oravicza zur Bahn bequemer transportiren zu können und um die Versorgung mit Lebensbedürfnissen für den großen Bergort Steierdorf leichter zu vermitteln. Man begegnet auf derselben einer großen Menge, von Wallachen geführten, meistens mit Ochsen bespannten Kohlenwagen und man hat hinlänglich Gelegenheit, sich über die Indolenz dieser Wagenführer zu ärgern, und die Gleichgültigkeit zu bewundern, mit welcher sie oft buchstäblich nur eine Hand breit am Abgrunde herfahren, so daß man sie im Geiste augenblicklich hinabstürzen sieht. Bei Nacht machen die Feuer, um welche die Wallachen, während ihre Ochsen im Walde weiden, rasten, einen malerischen Effect und wir erblicken da Gruppen, welche aufzufassen des Pinsels eines Meisters würdig wären.

Allmälig erreicht man die Höhe bei dem Lup, wo die Eisenbahn-Gesellschaft eine Anzahl Pferde, ebenfalls zum Kohlentransporte, stationirt hat. Hier ist man 2335 Fuß hoch gestiegen, während der Bahnhof in Oravicza nur 655 Fuß über dem schwarzen Meere liegt. Von dem Lup ab senkt sich der Weg

bald und nach kaum einer halben Stunde erblickt man die ersten Kolonisten-Häuser von Steierdorf, die böhmische Kolonie, auf einem schmalen Bergkamme eine Straße von etwa 15 Häusern an jeder Seite bildend. Das Gebirge erweitert sich nun zu einem großen Thalkessel, in welchem, von mehrern kleinern Thälern durchschnitten und von Wiesen umgeben, der Bergort Steierdorf liegt. Die meistens weißen, kleinen, einstöckigen Häuser mit Schindeln gedeckt, die überall in jedem kleinen Seitenthale angebaut sind, eine gewisse Regelmäßigkeit der Straßen, die Gleichheit vieler Häuser, die größern hellern Fenster und eine gewisse Sauberkeit des Ganzen, dabei überall im Hintergrunde die schön bewaldeten höheren Berge und nur geringe Spuren von Ackerbau, fast nur durch einzelne Kartoffelstücken vertreten, alles das zeigt uns, daß wir einen Bergort von neuerem Ursprunge und vorzugsweise von Deutschen bewohnt, vor uns haben. Ueber das Ganze breitet sich der Duft des Gebirges aus, das rauhere Gebirgsklima ist demselben aufgeprägt. So ist es auch, Steierdorf liegt 1990 Fuß hoch und obwohl wir noch in vielen Gärten Obstbäume erblicken und die Buche die Berghöhen einnimmt, ist die Lage im Vergleich mit Oravicza eine rauhe, wenn sie auch im nördlichen Deutschland noch für eine mildere Gebirgslage gelten würde. Man muß dabei erwägen, daß Steierdorf zwischen dem 44. und 45. Grad nördlicher Breite und dem 39. und 40. Grad östlicher

Länge liegt und daß die umgebenden Berge bis zu 2600 Fuß ansteigen.

Der Gebirgszug, auf welchem wir uns hier befinden, gehört den südlichen Karpathen an und erstreckt sich von Nordost nach Südwest. Nach Osten steht derselbe mit den siebenbürgischen Alpen in Verbindung, gegen Westen fällt er schroff nach der banater Ebene ab und lehnt sich südlich an die Donau. Die größte Höhe im Montan-Distrikte erreicht die Muntje Semenik nächst Franzdorf mit 4600 Fuß. Sie trägt bereits einen subalpinen Charakter, während die siebenbürgischen Grenzgebirge in der Militairgrenze mit mehr als 7000 Fuß eine ausgeprägte hochalpine Beschaffenheit haben.

Die Hauptgebirgsmasse ist auch hier Jura- und Kreidekalk, nächst diesem herrscht Glimmerschiefer und Gneis vor. In Steierdorf und Reschitza ist die Kohlenformation durch eine bedeutende Erhebung in einer Länge von 4000 Klaftern unter dem Kalke zu Tage hervorgetreten und wir bemerken hier: Rothen Sand, Keupersandstein und Kohlenschiefer, welche letztere beiden den großen Reichthum an Kohle, Eisenstein oder Oel bergen. Das Kalkgebirge hat eine Menge Höhlen und Schlotten, neben den oben schon erwähnten trichterartigen Vertiefungen. Es ist arm an Quellen und Wasser, während das Schiefergebirge und der Gneis reicher daran erscheint.

Die ausgedehnten Werke des Banates, sowohl

für Metall- als Kohlenbergbau, wie Kupfer-, Silber- und Eisenhütten nebst Zubehör wurden lange Zeit auf ärarische Kosten betrieben. Sie sind zum Theil sehr alt, besonders der Bergbau auf edele Metalle war schon den Römern bekannt. Trotz der mannigfachen Drangsale, welche diese Grenzprovinz durch die unausgesetzten Einfälle der wilden Nachbarvölker und vorzüglich durch die Raubzüge der Türken erlitt, trotz des mannigfachen Wechsels in der Herrschaft über dieselbe, wurde der Bergbau mit mehr oder minderer Kraft fortbetrieben. Die österreichische Regierung widmete demselben von Zeit zu Zeit eine größere Aufmerksamkeit, allein wie in den meisten Fällen, wo dieselbe als Gewerbtreibende auftrat, sie hatte dabei kein Glück, es fehlte am Geschicke dazu. Obgleich man sich im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts abermals viel Mühe mit der Hebung der banater Werke gab und dabei manche Fortschritte unter Benutzung der neueren Entdeckungen in der Wissenschaft machte, war das Resultat durchaus ungenügend. Der erwartete Ueberschuß blieb aus, man bedurfte stets bedeutende Zuschüsse und doch war der Zustand der Werke in baulicher Hinsicht, sowie rücksichtlich des Betriebes ein befriedigender nicht.

So war es, unbefangen betrachtet, dem österreichischen Finanzminister nicht zu verdenken, wenn derselbe darnach trachtete, sich dieses kostspieligen Bergbaues und der eben so kostbaren Hütten zu entledigen,

um so mehr, da klar vor Augen lag, daß die Fortschritte, welche man bei dem Eisenhüttenbetriebe anderwärts gemacht hatte, gebieterisch verlangten, ein großes Capital zu verwenden, damit diese Hütten eine jede Concurrenz zu bestehen im Stande wären. Die banater Werke sind aber ohne die Forsten nicht zu nutzen, sie können nur mit Vortheil betrieben werden, wenn der Besitzer der Werke zugleich Forstherr ist, denn der Einfluß, welchen der Forstbetrieb auf die Hütten und Werke hat, ist ein viel zu großer, als daß man sich als Besitzer der letzteren dem guten Willen des Forstherrn preisgeben könnte. Beides mußte zusammenbleiben. Da nun überdem die banater Forste dem Aerar einen Reinertrag nicht gaben, so konnte der Entschluß nicht schwer fallen, auch die Forste mit zu verkaufen. Ebenso war es mit dem übrigen Domanial-Gründen und den grundherrlichen Rechten. Erstere als Wiesen oder Aecker im Walde belegen, oder als Pertinenzstücke zu den Kolonien u. dgl. gehörend, konnten vom Ganzen ebensowenig abgetrennt werden, als die grundherrlichen Rechte, die in den Werkesorten befindlichen ärarischen Wirthshäuser, Mühlen u. dgl.

Nachdem der Verkauf der Staats-Eisenbahnen an die s. g. französische Gesellschaft ausgeführt war, meldete sich in dieser ein Käufer für den ganzen Besitz, welchen der Staat inne hatte, den banater Montan-Distrikt.

Man wurde darüber einig, daß der Staat für die Summe von 11 Millionen Gulden C.=M. der k. k. privilegirten Eisenbahn=Gesellschaft eigenthümlich verkaufe: sämmtliche Metall= und Kohlenbergwerke, sämmtlich damit in Verbindung stehende Hütten und Werke, in den ehemaligen Montan=Distrikten die nutzbaren Grundrechte, ferner 156,604 österr. Joche Wald mit einer summarisch veranschlagten Holzmasse von 7,136,610 Cub.=Klafter größtentheils nutzbares Holz und endlich 56,861 Joch Domanial=Gründe als Wiesen, Aecker, Gärten, Weinberge u. dgl. m.

Die Staatsregierung hat dabei gewiß ein gutes Geschäft gemacht, wie aus dem früher Gesagten unzweifelhaft hervorgeht, denn im Allgemeinen ist der Staat überall und unter allen Verhältnissen im Nachtheil, wenn er selbst als Gewerbtreibender auftritt und mit Privaten concurriren soll. Verpachten aber lassen sich Bergbau, Hütten und Forste nicht gut. Also besser ein so kostbares Besitzthum an eine Gesellschaft verkauft, welche den Willen und das Betriebskapital in vollem Maaße hat, um zum Wohle jenes Landestheiles die Werke in einen schwunghaften Betrieb zu setzen.

Aber auch die Gesellschaft hat ein gutes Geschäft gemacht. Sie machte zwar zum Theil einen Hoffnungskauf, denn bei dem verkommenen Zustande der meisten Hütten und Werke und da aus dem Walde eine entsprechende Rente nicht bezogen werden konnte,

mußte sie sich von vornherein sagen, daß vorerst die Zinsen des Ankaufskapitals schwerlich gedeckt werden könnten, ja daß die Aufwendung eines bedeutenden Betriebskapitals erforderlich sei, um Alles den gegenwärtigen Anforderungen der berg- und hüttenmännischen Technik entsprechend herzustellen. In richtiger Würdigung dieser Verhältnisse hat auch die Gesellschaft sofort eine Summe von 10 Millionen Gulden C.-M. zur Verbesserung der banater Werke ausgesetzt, wovon bis Schluß des Jahres 1858 nach dem an die Generalversammlung erstatteten Bericht 4,142,330 Gulden C.-M. verausgabt waren. War demnach eine sofort erfolgende Rente nicht zu erwarten, so war das Geschäft doch ein gutes zu nennen, weil die Gesellschaft durch die Steierdorfer Kohlen bei ihrem Bahnbetriebe unabhängig von andern fremden Werken wurde und sie außerdem ihren großen Eisenbedarf, in jeder Gattung Eisen, selbst zu erzeugen im Stande war.

Am 31. December 1854 wurde der Kaufcontract abgeschlossen und Anfang des Jahres 1855 erfolgte die Uebergabe der Werke, Forsten und Domainen an den Bevollmächtigten der Gesellschaft, dem Centraldirector Dubocq. Hiermit entstand in dem Montan-Distrikte ein neues Leben, denn neben den Mitteln waren auch frische und intelligente Kräfte geschafft und der eben genannte kenntniß- und geistreiche Centraldirector verstand mit seiner überaus großen Thätigkeit die verrostete Maschine in schwunghaften Gang zu setzen.

Ich werde jetzt die Werke der Gesellschaft specieller beschreiben und dabei Gelegenheit haben, nachzuweisen, was dieselbe schon gegenwärtig zur Hebung derselben geleistet hat.

Beginnen wir mit Steierdorf und dem Steinkohlenbergbau.

Da wo jetzt ein großer blühender Bergort steht, ertönte vor 86 Jahren im düstern Urwalde die Axt des Holzschlägers, um Raum zu schaffen für einige Hütten, welche zur Unterkunft dienen sollten für Einwanderer aus Steiermark. Sie waren als Holzhauer und Köhler im Jahre 1773 in das Banat in 34 Familien übersiedelt, sie gründeten diese Holzhauer-Kolonie und nannten sie Steierdorf zur Erinnerung an ihre Heimath. Noch jetzt sind Abkömmlinge dieser ersten Einwanderer in reicher Anzahl vorhanden, sie nennen sich noch Steirer und nehmen für sich den ersten Rang unter der Steierdorfer Bevölkerung in Anspruch.

Im Jahre 1790 entdeckte einer dieser steierschen Holzschläger, Mathias Hammer, die ersten Steinkohlen, und Holzhauer und Köhler betrieben in ihren Nebenstunden den Kohlenbergbau, welcher damals wenig Beachtung fand. Als aber um 1792 und in den folgenden Jahren immer neue Anbrüche erschürft wurden, geschah die Verleihung des Bergbaues an Privatpersonen gegen die Entrichtung eines Kohlen- und Feldzinses. Im Laufe der Jahre vermehrten sich die Gru-

ben und damit die Zahl der Bewohner von Steierdorf, doch blieb der ganze Bergbau lediglich in Privathänden bis zum Jahre 1846. Die Förderung war im Anfange nur gering, sie hob sich zwar später, aber in der ganzen ersten Periode des Betriebes von 1790 bis 1845 betrug sie im Ganzen nur 5 Millionen Centner, so daß der jährliche Durchschnitt 90,000 Centner wenig überstieg.

Als im Jahre 1846 das Aerar den Bergbau zu betreiben begann, betrug die Bevölkerung Steierdorfs 837 Köpfe, welche 145 Häuser bewohnten, eine Zahl, die größer gewesen wäre, wenn nicht im Laufe der Zeit mehrfache Auswanderungen nach anderen banater Orten stattgefunden hätten.

Vom Jahre 1846 an begannen neue Kolonisirungen mit Bergarbeitern aus Oberungarn, Böhmen und Mähren. Sie betrugen 58 Häuer, 30 Weiber und 87 Kinder, wurden aber durch die Revolution vom Jahre 1848 unterbrochen, ja die Unsicherheit der Zustände veranlaßte viele, die neue Heimath wieder zu verlassen, auch verminderte sich die Bewohnerzahl durch den Ausbruch einer Cholera-Epidemie. Dagegen wanderten nach hergestellter Ruhe neue Arbeiter ein, und zwar 1850 101 Häuer aus Schmölnitz und aus der Zips mit 56 Frauen und 39 Kindern, und von Arangischka in Oberungarn 50 Männer mit 17 Weibern und 22 Kindern, ebenso im Jahre 1851 aus Zbirow in Böhmen 32 Männer, 23 Weiber mit 63 Kindern.

Die Gesellschaft begünstigte in den ersten Jahren ihres Besitzes einzelne Einwanderungen, allein erst im Jahre 1858 begann sie mit den größern Kolonisationsplänen, indem der Bau von 160 Kolonistenhäusern ausgeführt wurde, so daß im Jahre 1859 aus der Umgegend von Gladno in Böhmen 102 Männer, im Ganzen mit 425 Köpfen herbeigezogen werden konnten.

Auf diese Weise war von 1846 bis 1859, also in 14 Jahren, die Bevölkerung Steierdorfs um 2045 Seelen vermehrt, sie betrug im Herbste 1859 2991 Personen, welche 435 Häuser bewohnen.

Bei dem gegenwärtig von der Gesellschaft angenommenen Kolonisationsplane findet jeder Kolonist eine gut gebaute Wohnung. Es sind die Häuser für zwei Familien eingerichtet, welche jede einen besondern Eingang und ganz abgesondert zwei Zimmer hat, wovon das eine 166 □', das zweite 100 □' groß ist. Außerdem enthält das Haus eine Küche, Vorrathskammer und einen Bodenraum. Bei einer größern Anzahl ist ein Stall angebaut, so daß der Kolonist ein oder zwei Kühe halten kann. Beim Hause befindet sich ein 200 □-Klafter großer Gemüsegarten und außerdem kann der Bewohner in der Ortsflur 600 □-Klafter Land zu Kartoffeln u. dgl. pachten, welches jedoch urbar gemacht werden muß, und etwa eine Stunde vom Orte werden ihm ebenfalls gegen einen billigen Pacht 1 bis 1½ Joch Wiesen angewiesen, wenn er es wünscht. In jeder Wohnung findet der Kolonist 1

Schrank, 1 Tisch, 2 Bänke, 2 Stühle, 2 Bettstellen mit Strohsäcken, 2 wollene Decken und in der Küche ein Börd und das nöthige Kochgeschirr vor. Für letzteres nebst Decken und Strohsäcke ist von demselben der Ankaufspreis zu ersetzen, für die übrigen Meubles wird ein geringer Zins von circa 60 Kr. östr. W. entrichtet, wenn er nicht vorzieht, dieselben zu kaufen, wobei ebenfalls nur die Auslagen ersetzt werden. An Haus- und Gartenmiethe zahlt der Kolonist monatlich 3 Fl. östr. Währung.

Man wird gestehen müssen, daß wohl nicht leicht mit größerer Umsicht und Liberalität für neue Ankömmlinge gesorgt werden kann, als hier die Gesellschaft thut. Die Häuser sind massiv, mit Schindeln gedeckt und durchaus solid gebaut, luftig und gesund, ein jedes derselben für zwei Familien kostet 2000 Fl. Die Kolonisten erhalten freien Transport für sich, ihre Familie und Effecten. Jeder Kopf kostet der Gesellschaft 60—70 Fl. östr. Währung.

Nachdem die Gesellschaft den Steierdorfer Bergbau übernommen hatte, suchte sie durch Ankauf der Privatgrubentheile alleinige Besitzerin zu werden, um nirgends im Betriebe gehindert zu sein. So wurden 53 Privatgruben gekauft und es befinden sich gegenwärtig nur noch sehr wenige Grubentheile in andern Händen.

Bei Steierdorf nimmt die Kohlenformation eine Länge von 8000 Klaftern, à 6 Fuß, ein und sämmt-

liche Flötze besitzen eine summarische Mächtigkeit von 2 Klaftern. Der Abbau ist schwierig wegen des steilen, bis zu 80 Grad gehenden Einfallens der Flötze. Die Förderung geschieht in Stollen bis zu 1000 Klaftern Länge und vermittelst Schächten von 40—50 Klaftern Teufe. Die ganzen Betriebs-Einrichtungen sind nach dem neuesten Systeme geordnet. Zur Zimmerung der Stollen und Schächte wird Buchenholz verwendet.

Die meisten Arbeiten werden im Verdinge geleistet, wobei die Gedinge so gestellt sind, daß der Bergmann in einer 12stündigen Schicht 1 Fl. bis 1 Fl. 50 Nkr. und monatlich 20 bis 30 Fl. verdienen kann. Der Verdienst würde im Jahresdurchschnitt noch größer sein, wenn nicht die vielen Fest- und Feiertage eine wesentliche Abminderung veranlaßten, besonders da häufig die Wallachen die katholischen und die Katholiken die griechischen Feiertage mithalten. Bei obigem Lohn sind die Auslagen für den nicht unbedeutenden Pulververbrauch, für Licht und Gezähe bereits abgerechnet, dagegen muß der Bergmann von demselben Brudergeld in die Bruderlade oder Knappschaftscässe und Hauszins bezahlen.

Die Kohle ist vorzüglich, man stellt sie der besten englischen an die Seite, sie enthält nur einen sehr geringen Theil von Schwefel, giebt 1½ bis 2 Procent Asche und hat einen Wassergehalt von 2,7 bis 3,7 Proc. Buchenholz zu 100 angenommen, hat sie

ein Heizvermögen von 190. Sie bricht mit 50 Proc. Grob- und 50 Proc. Klein- oder Staubkohle. Die Förderung, welche in der ärarischen Zeit von 1846 bis 1854 im Jahresdurchschnitt 510,000 Centner betrug, hat sich gehoben, so daß

1855	. .	1,078,000	Centner,
1856	. .	1,126,000	=
1857	. .	762,000	=
1858	. .	730,000	=

gefördert wurden. Wegen Mangel an Absatz der Kleinkohlen mußte in den letzten Jahren die Förderung beschränkt werden. Der Absatz der Kohlen erfolgt meistens für die Bahnen der Gesellschaft und für die Donau-Dampfschiffe. Später wird die Kleinkohle in großer Masse von der im Bau begriffenen Anina-Eisenhütte verbraucht werden.

Erwähnenswerth ist, daß in dem Jahre 1851 in dem Bräunerschachte ein bedeutender Grubenbrand ausbrach, welcher mannigfache Störungen im Betriebe verursacht. Auf den Gruben des Gorlischen Terrains treten auch häufig schlagende Wetter auf.

Bei den Steinkohlenwerken um Steierdorf sind mit Einschluß des Bergarztes und des Bergapothekers 12 Beamte und 28 niedere Diener angestellt. Die anfahrende Mannschaft beläuft sich auf 902 Bergknappen. Man beabsichtigt indessen letztere, sowie der Absatz der Kohlen eine größere Förderung gestattet, nach und nach auf 2400 Mann zu vermehren. An

Fuhrleuten, welche mit Pferden und Ochsen für die Steierdorfer Werke frachten, besonders die Kohlen an die Oraviczaer Bahn liefern, sind 1200 beschäftiget. Sie kommen aus den benachbarten Landorten und treiben die Fuhren als Nebenverdienst. Verausgabt werden dafür jährlich etwa 100,000 Fl.

Zwischen Steierdorf und der Anina, noch zur Steierdorfer Verwaltung gehörig, war gegenwärtig eine große Fabrik zur Destillation der Kohlenschiefer fast vollendet. Die mächtige Schieferablagerung dieser Kohlenwerke enthält 10 bis 11 Procent ölige Bestandtheile, welche hier gewonnen werden sollen. Die Destillationshütte ist 341 Fuß lang, 50 Fuß breit und 18½ Fuß hoch, mit canelirtem Eisenblech gedeckt und enthält 60 Destillationsapparate. Man beabsichtigt jährlich für die Parafinfabrik zu Oravicza 25,000 Centner Bergöl zu produciren, wobei man auf einen Ueberschuß von 50,000 Fl. rechnet. Ueberhaupt hat das Steierdorfer Bergwerk, zu welchem auch der später erwähnte Eisensteinbergbau zu zählen ist, eine hoffnungsvolle und bedeutende Zukunft. Es sollen durch dasselbe in kurzer Zeit jährlich

2,500,000 Centner Kohle,
600,000 " Eisenstein und
75,000 " Oel

erzeugt werden, welche einen Verkaufswerth von 1,780,000 Fl. östr. W. repräsentiren, um welche Summe das Nationalvermögen vermehrt wird, wäh=

rend der Geldwerth der früheren ärarischen Werke jährlich nur durchschnittlich 140,000 Fl. öſtr. W. betrug.

Gegenwärtig wird verkauft:

1	Ctr.	Stückkohle	auf	der	Grube	—	Fl.	50 Nkr.
1	=	Würfelkohle	=	=	=	—	=	42 =
1	=	Kleinkohle	=	=	=	—	=	27 =
1	=	Schieferöl	=	=	Hütte	6	=	50 =
1	=	Eisenſtein	=	=	=	—	=	50 =

Der Reinertrag des ganzen Werkes, welches für die Geſellſchaft ein Capital von circa 3,000,000 Fl. repräſentirte, beträgt gegenwärtig zwar nur jährlich 80 bis 100,000 Fl. öſtr. W., dürfte aber in kurzer Zeit auf das Dreifache ſteigen.

Höchſt beachtenswerth ſind die Einrichtungen, welche rückſichtlich der Penſionirung ihrer Beamten und der Unterſtützung ihrer Arbeiter die Geſellſchaft für den ganzen Kreis ihrer verſchiedenen Betriebs- und Verwaltungszweige eingerichtet hat. Ich werde daher gleich hier die Grundzüge davon mittheilen.

Der Penſionsverein, in welchen der Eintritt der Beamten ein freiwilliger iſt, umfaßt gegenwärtig 1418 Perſonen, welche angezahlt haben. Jeder Beamte zahlt 20 Proc. ſeines Jahresgehaltes als Eintrittsgeld; bei Gehaltszulagen das erſte Jahr 50 Proc. von denſelben und als laufender Beitrag 3 Proc. des Gehaltes. Nach 10 Dienſtjahren iſt der Beamte penſionsfähig und er bekommt $\frac{5}{6}$ von der Summe, welche

durch die Einzahlung der 3 Proc. vom Gehalte erwachsen ist, als jährliche Pension. Die Wittwen und Waisen können bis $\frac{2}{3}$ der Pension des Verstorbenen erhalten. Die Vereinscasse wird von einem Ausschusse der Beamten, welche demselben beigetreten sind, verwaltet und die Gesellschaft giebt namhafte Beiträge dazu. Das Vermögen des Vereins war bis Schluß 1858 bereits auf 350,000 Fl. angewachsen. Tritt ein Mitglied desselben aus den Diensten der Gesellschaft, so erhält dasselbe seine eingezahlten Beiträge voll zurück.

Für die sämmtlichen Arbeiter der Gesellschaft, gleichviel, ob sie beim Berg-, Hütten- oder Forstbetriebe, oder bei den Eisenbahnen, in den mechanischen Werkstätten u. s. f. beschäftiget sind, tritt mit dem Jahre 1860 eine neue Bruderlade (Knappschaftscasse, Unterstützungscasse) ins Leben. Außer den bedeutenden Beiträgen, welche die Gesellschaft giebt, zahlt jeder Arbeiter 6 Proc. seines Lohnes, Verdienstes, dazu ein, welche Beträge bei der monatlichen Auslohnung abgezogen werden. Dafür hat derselbe, wenn er als ständiger Arbeiter angenommen war, zu genießen:

In Krankheitsfällen für sich und seine Familie freien Arzt und Arzenei, der Verheirathete die Hälfte, der Unbeweibte ein Drittel seines Lohnes als Krankengeld.

Wird der Arbeiter invalide, so erhält er bei 10 bis 20 Arbeitsjahre drei Zehntel, bei 21 bis 30

vier Zehntel und bei 31 bis 40 die Hälfte seines Normallohnes als Provision, wie in Oesterreich bei den Arbeitern die Pension genannt wird.

Wittwen und Waisen können als Maximum zwei Drittel der Provision ihres verstorbenen Ehegatten oder Vaters erhalten.

Im Sterbefalle eines Arbeiters erhält die Wittwe 16 Fl. Begräbnißbeitrag. Verunglückt aber ein Arbeiter im Dienste, so trägt die betreffende Casse die Beerdigungskosten ganz.

Nicht-ständige Arbeiter zahlen nur 1½ Procent ihres Lohnes als Beitrag, haben auf Provision keine Ansprüche, sondern erhalten nur in Erkrankungsfällen freien Arzt, Arzenei und das regulativmäßige Krankengeld.

Das sociale Leben der Beamten unter einander ist in Steierdorf ganz angenehm, denn es sind fast lauter Fremde. Norddeutsche, Westphalen, Rheinländer, Böhmen, Oesterreicher u. s. f. und meist auch fremde Frauen. So fühlt man die Nothwendigkeit eines gewissen Zusammenhaltens, oder bewahrt wenigstens im Hause die einfache deutsche Sitte. Die Gesellschaft hat sich, wo irgend möglich, tüchtige Beamten zu verschaffen gesucht, sie zahlt dieselben gut, so daß sie ohne Sorgen und anständig leben können.

Im Allgemeinen ist das gesellschaftliche Leben im Banate unter den eigentlichen Banatern sehr ungezwungen, nach unsern Begriffen vielleicht etwas frei.

Sah ich doch selbst in Oravicza einen jungen Mann mit grünem Jägerhute von der Straße ab mit einem jungen Mädchen eine lebhafte Unterhaltung führen, welche im vollständigsten und leichtesten Morgenanzuge war. Und es war nicht weit von der Mittagszeit. Die Frauen treiben einen großen Luxus mit möglichst eleganten Kleidern, welche Pesth liefert, und die nicht selten wenig saubere Unterkleider bedecken sollen. Ebenso findet man im Hausgeräthe eine gewisse Eleganz, auf Silberzeug wird viel gehalten, wie man selbst in ganz gewöhnlichen Häusern seidene Bettdecken u. dgl. findet. Die Männer sehen viel auf gute und feine Wäsche und Stiefel. Bei der Tafel herrscht ein großer Luxus, es giebt viele und massige Speisen, mit dem Trinken, natürlich nur Wein, ist man im gewöhnlichen Leben einfacher und mäßig. Die Speisen werden sehr fett gekocht, weil man nur Schweineschmalz dabei verwendet, dagegen spielt auch hier, wie in Ungarn, Paprica in allen Formen eine große Rolle.

Was das geistige Leben anbetrifft, so findet man dabei manche Lücken, besonders soll die Erziehung der Mädchen weder häuslich noch intellectuell sein. Die gebildeten Männer haben auf den Universitäten Pesth, Wien u. s. f. studirt, aber unter dem materiellen Leben soll die Lust an geistiger Fortbildung ziemlich bald verloren gehen. Bei den geselligen Zusammenkünften wird ziemlich viel und hoch gespielt, zu meiner Verwunderung nannte man mir als ein sehr beliebtes

Hazardspiel das dem sächsischen Jäger wohlbekannte Grobhaus.

Das Leben der Arbeiter in Steierdorf ist sehr verschieden, weil die Nationalitäten so verschieden sind. Im Ganzen aber ist die Nahrung kräftig und gut, häufig herrscht selbst Wohlstand und Luxus in den Häusern der Arbeiter. Ich traf in Steierdorf einige sächsische Bergleute und ließ mir von ihrer Einrichtung erzählen. Sie waren unverheirathet, hatten sich bei einer Bergmannsfamilie eingemiethet und in die Kost gegeben. Sie erhielten: Morgens Kaffee mit Weizenbrod, zum Mitnehmen in die Grube reichlich Brod und Speck, Abends 6 Uhr nach der Schicht Suppe, Fleisch mit Zugemüse, an Sonntagen öfters noch Mehlspeise. Dafür zahlten sie mit Wäsche und Quartier monatlich 13 Fl. Das ist allerdings sehr anders, aber viel besser, als die Ernährung eines erzgebirgischen Bergmannes. — An einem Sonntage, welchen ich in Steierdorf zubrachte, besuchte ich gegen Mittag einige Bergmannshäuser. In dem ersten lebte ein Ehepaar allein. Dort fand ich eine complet eingerichtete Fremdenstube mit zwei aufgemachten Betten. In der Wohnstube reichliche Meubles und die Küche voll glänzendem Kochgeschirr. Zum Speisen bereit war eine Rindfleischsuppe mit Knödeln, Rindfleisch mit Savoiekohl und Händelbraten. — Die zweite Familie, ein Ehepaar mit 3 Kindern, war zwar gut eingerichtet, die Betten für die Familie waren reichlich, aber

im Ganzen nicht so wohlhabig wie bei den ersten. Die Mittagskost war: Bouillonsuppe und Knödeln und Rindfleisch mit Savoiekohl. — Die dritte Familie, Mann, Frau mit 2 erwachsenen Kindern, hatte wieder eine Fremdenstube mit zwei aufgemachten Betten. Mittagsessen wie bei der ersten Familie, nur statt der Händel Schweinebraten. Der Zufall hatte mich zu drei Familien vom steierschen Stamme geführt, doch trifft man auch bei den früher eingewanderten Böhmen ähnliche Zustände, welches alles mir einen sehr wohlthätigen Eindruck machte.

Leider hat der Kleiderluxus auch in dieses stille Thal Eingang gefunden. Die alberne Crinoline hängt zum Verkauf vor mehreren Läden und am Sonntage muß das Bergmannsmädchen sich damit verunzieren. Es ist dies um so schlimmer, da alle diese Luxusgegenstände sehr theuer sind. Die Lebensmittel sind dagegen wohlfeil, z. B. 1 Pfd. gutes Fleisch 10—12 Nkr., 1 Pfd. Butter 70 Nkr., 1 Ctr. Weizenmehl 4—5 Fl., 1 Pfd. Schweinefett 35 Nkr., 1 Maaß Milch 10 Nkr., 1 Metze Kartoffeln 2 Fl. östr. W.

Außer Steierdorf hat die Gesellschaft noch ein zweites Kohlenwerk bei Reschitza am westlichen Gehänge des Gebirges, welches an zwei Orten, zu Szekal und Deman betrieben wird. Das Kohlenvorkommen bei Szekal ist für den Geognosten von Interesse, indem hier die alte Steinkohlenformation auftritt, welche unmittelbar auf dem Glimmerschiefer aufliegt und von

rothem Sandstein, theilweise auch von der Keuperkohle bedeckt wird. Der Bergbau hat zwei unregelmäßige Flötze von 2—4 Klaftern Mächtigkeit aufgeschlossen, von welchen durch zwei Stollen die Förderung geschieht. Es arbeiten hier 60—70 Mann, welche jährlich 150,000—180,000 Ctr. Kleinkohlen fördern. Der Productionspreis ist 24 Nkr. pr. Ctr. und sie werden mit 35 Nkr. den Reschitzaer Werken verkauft. — Das Vorkommen der Kohle zu Deman ist dem in Steierdorf ganz gleich, allein die Flötze haben nicht die Ausdehnung wie dort. Die drei bekannten Flötze wechseln mit einer Mächtigkeit von 3—4 Klaftern. Man fördert jährlich etwa 200,000 Ctr. Kohle mit 25 Nkr. Produktionskosten, welche ebenfalls zu 35 Nkr. nach Reschitza verkauft werden. Die Kohle ist sehr stark backend und wird auf der Hütte in den Puddlingsöfen und zur Dampfkesselfeuerung verwendet. Deman ist von der Hütte durch einen bedeutenden Berg getrennt. Schon unter dem Aerar hat man einen Stollen durch denselben zu treiben angefangen, welcher 1229 Klaftern lang werden wird. Er wird jetzt fortgesetzt und hat bereits eine Länge von 750 Klaftern erreicht. — Im Jahre 1858 producirte der Reschitzaer Bergbau 387,928 Ctr. Kohlen mit einem Reingewinn von 33,714 Fl. östr. W.

Die Anina-Eisenhütte.

Eine halbe Stunde von Steierdorf, in dem Anina-Thale, wo vor kaum zwei Jahren noch Urwald war, erbaut die Gesellschaft gegenwärtig eine große Eisenhütte. Sie wurde in dieses Thal gelegt, weil dort die schon vom Aerar projectirte Bergbahn von Oravicza ausmünden wird und man die Ausführung dieses Planes noch nicht aufgegeben hat. Dann aber soll sie auf der einen Seite eine große Masse Eisenbahnschienen anfertigen, während man auf der andern Seite dabei die Kleinkohlen der Steierdorfer Gruben am vortheilhaftesten zu verwerthen hofft. Der hier vorkommende Eisenstein, Blakband, wird aus dem Kohlenschiefer gewonnen und auf den Gruben arbeiten für diese Gewinnung 4 Steiger, 4 Aufseher und 250 Mann Bergleute, welche unter der Steierdorfer Verwaltung stehen. Kohlen und Eisenstein werden später auf Eisenbahnen zur Hütte befördert.

Als ich im vorigen Herbste dort war, fand ich im Anina-Thale ein lebendiges Getreibe. Mehrere tausend Arbeiter waren mit Ebenen des Hüttenplatzes, Abtragen von Bergen, Graben von Kanälen u. dgl. beschäftiget. Maurer aus Belgien baueten die mächtigen Hohöfen, andere mauerten die Fundamente zu der Puddlingshütte oder baueten an den neuen Kolonistenwohnungen. Es war ein reiches Leben und um so interessanter, da man schon einen deutlichen

Ueberblick davon erlangen konnte, was da werden sollte, denn im Sommer des Jahres 1860 soll die Hütte angeblasen werden und sie wird einen eben so großartigen Beleg für die Thätigkeit der Gesellschaft, wie für die Einsicht der Direction geben. Eine Schwierigkeit wird dabei allerdings noch zu überwinden sein, nämlich der überaus großen Schienenmenge, welche das Werk zu produciren fähig sein wird, einen entsprechenden Absatz zu verschaffen. Indessen sollte man glauben, daß, wenn wirklich eine politische Ruhe eintritt, wenn man sich endlich ermannt, um von der politischen Laune des 2. December nicht mehr so abhängig zu sein als jetzt, wenn sich dann die Donauländer beruhigen, so muß die nach Osten vorschreitende Cultur neue und große Absatzquellen für dieses Produkt eröffnen.

Die Kleinkohle wird mit einer Eisenbahn aus der Grube vor die Koaksöfen geführt, deren 90 aufgestellt sind. Sie haben 2 Fuß Weite und 26 Fuß Länge. Die Darstellung des Koaks war früher unter dem ärarischen Betriebe viel versucht, aber nie geglückt, die Intelligenz der neuen gesellschaftlichen Beamten hat das Problem in vollem Maaße gelöset, welches um so wichtiger war, da ohne dieses die Eisenhütte hier niemals angelegt werden konnte. — Zum Rösten des Eisensteins sind ohnweit der Koaksöfen 6 Röstöfen mit konischem Schachte von 16½ Fuß Höhe und 14 Fuß in der größten Weite aufgestellt. Von diesen und den Koaksöfen führt das Erz und das

Brennmaterial eine kleine Eisenbahn zu den 3 mächtigen Hohöfen. Ein jeder derselben wird 45 Fuß hoch, hat 15 Fuß Weite im Kohlensacke und soll wöchentlich 3000 Ctr. Roheisen blasen. Vorläufig beabsichtigt man aber nur zwei in Betrieb zu setzen. Drei Dampfgebläse mit Expansion und Condensation des Dampfes betreiben die Hohöfen und zur Speisung derselben mit erwärmter Luft sind drei Luftheizungs-Apparate vorgerichtet. Vor den Hohöfen liegt eine 125 Fuß lange und 50 Fuß breite Gießhalle, welche einen Kuppuloofen zum Raffiniren des Eisens enthält. — Das Puddlingswerk erhält bei verschiedner Breite eine Länge von 437 Fuß. Hier wird das Roheisen vorzugsweise zu Eisenbahnschienen verarbeitet. Es enthält 24 Puddlingsöfen, 8 Schweißöfen, 1 Lupper Dampfhammer, 2 Dampfscheeren, 2 vollständige Walzwerke für die Darstellung von Eisenbahnschienen, 1 Adjustirungsmaschine u. dgl. m. Sämmtliche Vorrichtungen werden durch 12 Dampfmaschinen mit 16 Kesseln und zusammen mit 4000 Pferdekraft betrieben. Die Heizung der Kessel erfolgt durch die Ueberhitze der Puddlings- und Schweißöfen. Außerdem hat das Werk eine mechanische Werkstätte, Tischlerwerkstelle mit Hobelmaschine u. dgl., ein Magazin- und ein Administrationsgebäude und die nöthigen Beamtenwohnungen.

Der Bau des ganzen Werkes nebst den erforderlichen Kolonistenhäusern ist zu 1,600,000 Fl. veranschlagt.

Der Verbrauch an Rohstoffen wurde vorläufig berechnet auf jährlich:

650,000 Ctr. Eisenstein,
455,000 = Koaks,
455,000 = roher Kohle und
216,000 = Kalkstein zum Zuschlag bei den Hohöfen.

Man beabsichtiget damit vor der Hand jährlich 260,000 Ctr. Roheisen herzustellen. Davon werden etwa 6000 Ctr. an Gußwaaren für den eigenen Bedarf der Hütte und der anderen Werke abgegeben; 180,000 Ctr. Eisenbahnschienen, theilweise zum eignen Bedarf der Bahnen, und 8000 Ctr. Streckeisen zum Verkauf, also im Ganzen wird das Puddlingswerk 188,000 Ctr. fabriciren.

Außer den Fuhrleuten werden 600 Arbeiter für den Betrieb erforderlich sein, welche sämmtlich erst kolonisirt werden müssen. An Beamten bedarf das Werk dreizehn.

Die Kolonisation der Arbeiter wird mit der in Steierdorf in Verbindung gebracht. Dicht um die Hütte waren im vorigen Herbste bereits 80 Kolonistenhäuser, jedes für zwei Familien, ebenso eingerichtet, wie die Steierdorfer, vollendet. Die übrigen werden im Thale aufwärts nach Steierdorf zu erbaut. Dann ist es der Plan, in größerer Nähe bei Steierdorf, welches der Hauptort bleibt, für diese vergrößerte Bevölkerung eine neue katholische Kirche zu erbauen und

dabei neben dem Pfarrer noch einen Kaplan anzustellen. Außerdem werden für die neueren Kolonisten in der Anina und dem neuen Theile von Steierdorf acht neue Schulen erbaut. Alle diese Kosten trägt die Gesellschaft, so wie sie auch Pfarrer und Schullehrer besoldet.

Wie ich bereits oben bemerkte, muß man die große Sorgfalt und Liberalität, mit welcher die Gesellschaft für die Arbeiter und insbesondere für die Kolonisten sorgt, ebenso wie die Humanität, mit welcher sie von den Vorgesetzten behandelt werden, in vollem Maße anerkennen. Doch haben in der neuesten Zeit unter den zu Steierdorf im vorigen Jahre aus Gladno in Böhmen hereingezogenen Arbeitern überaus grobe und bedauerliche Excesse stattgefunden, welche wesentliche Bedenken erregen müssen, ob es gerathen sei, die Kolonisation der Böhmen in größerem Maßstabe fortzusetzen. Diese Arbeiter haben so ungehörige Prätensionen, eine so große Widersetzlichkeit gegen ihre Beamten und eine solche Opposition gegen die vorgeschriebene Arbeiter-Ordnung gezeigt, daß dabei ein ruhiger, sachgemäßer Betrieb der Werke nicht möglich ist. Freilich vermag ich die Gründe, weshalb man bisher die Böhmen bevorzugte, nicht zu beurtheilen, allein ich glaube nach eigner Anschauung, daß die Direction weit eher und viel sicherer zum Ziele gelangen würde, wenn sie statt der Böhmen deutsche Bergleute, z. B. aus Salzburg oder Steiermark, wo doch der

Berg- und Hüttenbetrieb gegenwärtig stockt, oder vom Harze, am besten vielleicht die arbeitsamen und sehr genügsamen sächsischen Erzgebirger anzusiedeln sich entschließt. Die sächsischen Bergleute, welche ich in Steierdorf sprach, waren sehr zufrieden und ebenso war man es von Seiten der Beamten mit ihnen.

Neu-Moldowaer Kupferwerk.

In der südlichsten Spitze der gesellschaftlichen Besitzung, in einem reizenden Thale, etwa eine halbe Stunde von der Donau, liegt Neu-Moldowa, der älteste, früher sehr ergiebige Bergbau auf Kupfer, mit welchem zugleich etwas Silber vorkommt. Unter Kaiser Trajan wurde dieser Theil des Daci'schen Königreiches erobert und war lange eine römische Provinz. Man findet noch jetzt aus jener Zeit nicht selten römische Münzen. Zahlreiche alte Schlackenhalden, Wasserleitungen und Grubenbau beweisen, daß schon damals hier Bergbau getrieben wurde, jetzt geht es ihm, wie jedem alten Bergbau, er hat an Ergiebigkeit sehr nachgelassen. Der Betrieb ist geringe, zum Theil nur Hoffnungs- oder Versuchbau. Die nutzbaren Mineralien sind Schwefelkies, verschiedene Kupfererze, Bleiglanz, Glaserz u. a. kommen zwischen dem Jurakalk und Syenit oder zwischen Syenit und Schiefer in einer stockförmigen Einlagerung vor, welche der Hauptsache nach aus Eisenocher, Kalkspath, Quarz und Granit bestehen. In Moldowa wird in drei Hütten, welche

nur zeitweise im Betriebe sind, nur Schwarzkupfer producirt, welches in Dognacska und Cziclova weiter verhüttet wird. Im Jahr 1858 wurden 269 Ctr. silberhaltige Kupfererze, 13,955 Ctr. ordinaire Kupfererze und 6144 Ctr. Schwefelkies erzeugt. Es finden hier 80 Bergleute, 14 Hüttenarbeiter Beschäftigung und 8 Beamte und 9 niedere Diener sind bei den Werken angestellt.

Der Reichthum der Gruben an Schwefelkiesen veranlaßte die Gesellschaft, eine neue Anlage zur Gewinnung von Schwefelsäure und Kupfervitriol zu machen. Sie ist nach den neueren Prinzipien eingerichtet, liefert jährlich aus 16—17,000 Ctr. Schwefelkies 13,000 Ctr. Schwefelsäure, welche theils nach der Wallachei verkauft wird, theils bei der Parafinfabrik in Oravicza verwendet werden soll. Kupfervitriol wird direct aus dem Schwarzkupfer erzeugt und bei den Imprägniranstalten der Gesellschaft verwendet.

Bei der Fabrik sind 1 Beamter, 3 Diener und 16 Arbeiter beschäftigt.

Oraviczaer Bergbau.

Der Bergbau um Oravicza wurde aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls schon durch die Römer betrieben, obgleich wir erst sichere Nachrichten darüber seit der Wiedereroberung des Banates (1718) haben, in welcher Zeit der Feldmarschallieutenant Graf Merci

denselben auf Staatskosten in Betrieb setzen ließ und Schmöllnitzer und Tyroler Arbeiter kolonisirte.

Die hauptsächlich vorkommenden Mineralien sind Kalkspath, Quarz, die verschiedensten Kupfererze, Fahlerz, Bleiglanz, gediegen Gold und Kupfer, welche theilweise in einer Gangart von Granit und Feldstein eingemengt sind, theilweise in einem festen Syenit-Porphyr und an einer Hornstein- und Syenit-Scheidung auftreten. Da jedoch die reichen Mittel schon früher verhauen wurden, so kann man gegenwärtig nur jährlich 3600 Ctr. Erze mit 180 Ctr. Kupfer erzeugen, die in Szaszka verarbeitet werden.

Westlich von Oravicza befindet sich der Goldbergbau Elisabeth, welcher erst vor kurzer Zeit von Privatgewerken durch die Gesellschaft angekauft wurde. Auf dem Thonschiefer, an Granat und Feldstein grenzend, befindet sich hier eine Kalkauflagerung, in welchem eine von Kalk und Sandstein gemengte Gangart auftritt, die in 1000 Ctrn. 24 Mark Gold liefert. Schon gegenwärtig erzeugt man monatlich 2000 Ctr., die in 2 Pochwerken verarbeitet werden. Um aber die Erzeugung bedeutend vermehren zu können, so baut die Gesellschaft in Oravicza ein neues Pochwerk. Der Oraviczaer Bergbau beschäftigt 140 Bergleute, 3 Steiger und 1 Beamten; der Verdienst der Arbeiter beträgt 25—60 Neukr. auf die Schicht.

Der hier vorkommende Brauneisenstein bildet seit dem Bau der Anina-Hütte ebenfalls einen Gegenstand

des Betriebes. Es sind bereits 100,000 Ctr. gewonnen.

Ein anderer Industriezweig der Gesellschaft, die Erzeugung eines Cementkalkes von dem an der Steierdorf-Oraviczaer Hauptstraße vorkommenden Mergel, verdient ebenfalls eine Erwähnung. Er wird gebrannt, fein gemahlen, und liefert so einen trefflichen Cement. Sämmtliche Objekte der Oravicza-Temesvarer Bahnlinie wurden mit demselben aufgeführt; gegenwärtig werden jährlich circa 12,000 Ctr. mit einem Gestehungspreis von 85 Neukr. erzeugt und mit 1 Gulden pr. Ctr. verkauft.

Der Oraviczaer Bergbau wird von einer Verwaltung geleitet, welche zugleich die Oberleitung über sämmtliche Metallwerke im Moldova, Szaszka und Dognacska führt; sie besteht aus 6 Beamten. Obgleich im Jahre 1858 568 Ctr. Kupfer, 61 Loth Silber und 56 Loth Gold erzeugt wurden, so ergab sich dennoch eine Zubuße von 27,516 Fl. 7 Xr. österreichische Währung. Durch den Ankauf der Elisabether Goldgrube und durch andere Aufschlüsse hofft man, daß die Ergebnisse dieses Bergbaues sich günstiger gestalten werden.

Szaszkaer Kupferwerk.

Ziemlich in der Mitte zwischen Moldova und Oravicza, in einem von hohen Kalkfelsen begrenzten Seitenthal des Nera-Flusses, liegt der Bergort Szaszka

mit 2848 wallachischen und 985 deutschen Einwohnern, welche der Kupfer- und Eisenbergbau sämmtlich ernährt. Die aufgefundenen Münzen und ausgedehnten Schlackenhalden verrathen auch hier die Thätigkeit der Römer, denen der Ort wahrscheinlich, wie Moldova, seinen Ursprung verdankt. Später wurde der Bergbau auf edle Metalle (1730) wieder aufgenommen und mit abwechselndem Glück vom Aerar betrieben. Bis zum Jahre 1760 waren bereits 4 Hütten mit 16 Brennöfen in Betrieb, allein 1788 fielen die Türken ein und sämmtliche Einwohner mußten fliehen. Sie kehrten zwar nach Jahresfrist zurück, aber der Bergsegen fehlte und die Johanni-Hütte mußte eingestellt werden. So wurde der Bergbau mit abwechselndem Glück betrieben, bis das Werk 1855 an die Staats-Eisenbahn-Gesellschaft überging, welche den Betrieb ohne besondere Erweiterungen fortsetzte.

Das Vorkommen der Erze ist ähnlich wie in Moldova, nur treten häufig Eisensteine auf, welche für die benachbarte Nera-Hütte gewonnen werden, die jährliche Erzeugung beträgt auf den Gruben 10,000 Ctr. Kupfererze und circa 100,000 Ctr. Eisenstein, die Förderung geschieht durch Stöllen und kleinere Schächte, die Wasserhaltung durch eine Wassersäulen- und Dampfmaschine. Es werden hier 300 Bergleute, 7 Diener und 1 Beamter verwendet, der Verdienst ist 50 bis 80 Neukr. pr. achtstündige Schicht. Die Kupferhütten fabricirten 1858 2561 Ctr. Kupfer und

verwenden jährlich 60,000 Maß Holzkohlen aus den benachbarten gesellschaftlichen Forsten. Hier sind 120 Arbeiter, 9 Diener und 5 Beamte beschäftigt. Gegenwärtig soll der Szaszkaer Kupferbergbau wenig günstige Aussichten haben, da die Anbrüche sich verändern, indessen gab das Werk 1858 noch einen Ertrag von 9349 Gulden.

Nerathaler Eisenhohofen.

Am Ende von Szaszka, im Thale der Nera, liegt ein Eisenhohofen, welchen 1856 die Staats-Eisenbahn-Gesellschaft von einer Actien-Gesellschaft ankaufte. Der Ofen hat eine Höhe von 24 Fuß und producirt jährlich mit 20,000 Maß Holzkohlen 12 bis 14,000 Ctr. Roheisen bei einem Gestehungspreis von 3 Gulden österr. Währung pr. Ctr. Das Cylindergebläse wird durch eine Turbine betrieben, welche ihre Betriebswasser der Nera entnimmt. Das Roheisen wird meistens nach Pesth geliefert.

Cziclovaer Kupferhammer.

In einem engen, romantischen Seitenthale, von mächtigen Kalkfelsen umgeben, eine halbe Stunde von Oravicza, liegt Cziclova, früher die Hauptkupferhütte mit einem nicht unbedeutenden Amalgamirwerke. Gegenwärtig werden nur die Schmelzhütte und 2 Kupferhammer betrieben. Die Production im Jahr 1858

war 1070 Ctr. Kupfer mit einem Reinertrage von 6560 Gulden C.-M.

Dognacskaer Kupfer- und Eisenwerk.

Einer der minder schönen Banater Bergorte ist Dognacska. Drei Stunden östlich von Oravicza liegen, wohl eine Stunde lang einzeln in einem engen Thale zerstreut, die ärmlichen Bergmannshäuser, in welchen 2800 Deutsche und Wallachen wohnen, die alle vom Bergbau und durch die hier befindlichen Silber- und Eisenhütten ernährt werden. Obgleich geschichtliche Daten mangeln, so hat der Dognacskaer Bergbau doch eine ähnliche Vergangenheit wie die bereits genannten Metallwerke. Die vorhandenen Aufschluß- und Grubenbauten beweisen eine lange und reiche Vergangenheit, so z. B. hat die 1740 aufgeschlossene Grube Simon und Judas noch gegenwärtig einen offenen Raum, in welchem der größte Dom Platz findet, es brechen hier Buntkupfererze mit 70 Procent Kupfer und die Grube lieferte Millionen Gulden an Ausbeute. Die vorkommenden Erze, silberhaltiger Bleiglanz, weiß und grün Bleierz, Kupfererze und Blenden, brechen an der Scheidung des krystallinischen Kalkes und des Syenit, die Gangmasse besteht aus Strahlstein, Granit, Kalkspath und Magneteisenstein, sie tritt theils als Mugeln und Putzen, theils als großartige Erzstöcke auf. Zur Verarbeitung der Erze sind in Dognacska 2 Silberhütten mit 2 Halbhohöfen und 4 Krumm-

öfen, 1 Treibhütte und 1 Zinkhütte. Im Jahre 1858 wurden mit 107,000 Kubikfuß Holzkohle

510	Ctr.	Bleiglätte,
587	Mark	Silber,
3	=	Gold,
14	Ctr.	Blei,
180	=	Kupfer

erzeugt.

Im Hangenden der edlen Lagerstätten, dann selbstständig in ganzen Gebirgsstöcken treten in der Nähe von Dognacska Braun=, Roth= und Magnet=Eisenstein in massigen Ablagerungen auf, von welchen in letzterer Zeit gegen 600,000 Ctr. abgebaut wurden. Zur Verwerthung derselben und auch zur Hebung des dortigen immer mehr und mehr sinkenden Silberbergbaues, sowie zur Verwerthung der Forstproducte wurde im Frühjahre 1857 der Bau eines Eisenwerkes in Dognacska begonnen und im nächsten Jahre vollendet. Die beiden freistehenden, auf eisernen Säulen ruhenden runden Hohöfen haben eine Höhe von 36 Fuß und sind aus Sandstein erbaut. Die Gichtgase werden zur Beheizung von 2 Gebläsemaschinen benutzt. Außerdem wurden noch eine Gießhalle, Maschinenhalle mit darüber befindlichem Möllerboden, Kesselhaus, 2 Kohlschuppen, 4 Röstöfen, 1 Kalkpochwerk, ein Gebäude für die Administration und Wohnungen für 3 Meister und 6 Arbeiter aufgeführt. Gegenwärtig ist nur ein Hohofen in Betrieb, für welchen eine jährliche Erzeugung von 50—60,000

Ctr. Roheisen mit 3 Fl. 15 Kr. österr. Währung Gestehungspreis veranschlagt ist. Das Product wird in Reschitza weiter verarbeitet.

Sämmtliche Dognacskaer Werke, zu welchem auch Morawitzaer Eisensteinbergbau gerechnet wird, stehen unter einer Berg- und Hüttenverwaltung, bei welcher 400 Arbeiter, 9 Diener und 11 Beamte beschäftigt sind. Das Werk lieferte 1858 einen Reinertrag von 39,039 Gulden C.-M.

Morawitzaer Eisensteinbergbau.

Zwei Stunden von Dognacska entfernt liegt der in weiter Ferne bekannte Eisensteinbergbau von Morawitza, eine Ansiedelung neuerer Zeit, welche vor etwa 80 Jahren durch Wallachen, die gegen die Einfälle der Türken in Oesterreich Schutz suchten, gegründet wurde. Anfänglich betrieb man hier Bergbau auf edles Metall, der jedoch niemals lohnend gewesen sein muß, der Eisensteinbergbau kam seit dem Entstehen des Bogschaner Eisenwerkes in Schwung. Das Vorkommen ist hauptsächlich ein mit Granat imprägnirter Magneteisenstein, welcher eine mächtige stockwerkförmige Ablagerung zwischen krystallinischem Kalk und Syenit bildet und eine Ausbeute für mehr als 100 Jahre sichert. Der Abbau besteht meistens in Tagabraum und werden jährlich 300,000 Ctr. mit einem Preise von 15 Neukr. erzeugt, welcher sämmtlich mit 20 Neukr. an das Bogschaner und Reschitzaer Eisenwerk verkauft

wird. Der Eisenstein hat einen Gehalt von 60 bis 70 Procent Roheisen.

Reschitzaer Eisenwerk.

In dem Thale der Berzava am westlichen Abhange des Gebirges, nördlich von Bogschan, liegt das größte Eisenwerk der Gesellschaft, es vereinigt Alles, was man in dieser Beziehung verlangen kann, sowohl was die Güte des Eisens, als die Mannigfaltigkeit der Producte anbetrifft. Der Bergort Reschitza, in Verbindung mit Roman=Reschitza, zählt über 8000 Einwohner.

Das Eisenwerk besteht aus einer Schmelzhütte mit 3 Hohöfen, Gießhütte mit 2 Kuppelöfen, Gießhütte mit 6 Flammöfen, einer Puddlingshütte und Walzhütte, 2 Zeughämmern, einer Maschinenfabrik nebst Zubehör, einer Kesselschmiede, Dreherei und den sonst dazu erforderlichen Gebäuden.

Der Hohofenbetrieb basirt sich auf die Morawitzaer Eisensteine. Die Erze werden in 6 Schachtröstöfen geröstet, dann klein geschieden, mit dem erforderlichen Kalksteinzuschlag gattirt, mit Holzkohlen zu weißem und grauem Roheisen verschmolzen. Die Erzzufuhr beträgt jährlich etwa 300,000 Ctr. und kommt der Ctr. loco Hütte circa 48 Kreuzer zu stehen. Die Buchenkohlen werden größtentheils aus gesellschaftlichen Waldungen des Reschitzaer, Czereser und Krasovarer Bezirkes in einer Masse von jährlich etwa 130,000 Maß à 10

Kubikfuß zum Preise von 1 Fl. 30 Xr. bis 1 Fl. 40 Xr. geliefert. In neuerer Zeit hat man auch aus der Militairgrenze noch Holzkohlen in bedeutenden Massen zugekauft.

Die Hohöfen, 37 Fuß hoch, mit 9½ Fuß Weite im Kohlensacke, sind je nach dem Zwecke verschieden zugestellt, und der Wind wird kalt durch zwei Formen eingeführt. Zum Betriebe der zwei direct wirkenden Cylindergebläse dienen zwei Dampfmaschinen, welche den erforderlichen Dampf aus Kesseln erhalten, die durch die auf der Gicht aufgefangenen Hohofengase geheizt werden. Der Wind geht von den Gebläsen in einen 100 Fuß langen, 6 Fuß im Durchmesser habenden Regulator und aus diesem zu den Hohöfen. Gegenwärtig werden jährlich an Roheisen ca. 100,000 Ctr. erzeugt, wovon etwa 20 bis 30,000 Ctr. zur Gießerei, die übrigen für die Puddlingshütte verwendet werden. Der Verkaufspreis des Roheisens an die Puddlingshütte ist, je nachdem es weißes oder graues ist, 3 Fl. 15 Xr. oder 3 Fl. 30 Xr.

Neben der Hohofenhütte befindet sich die Gießhalle, worin vorzugsweise Herdguß, namentlich Oefen dargestellt werden, welche im Banate einen guten Absatz finden. Hier sind zwei Kuppuloöfen aufgestellt, um schwerere Gußstücke zu fertigen. In einiger Entfernung von dieser Gießerei, dem Puddlingswerke gegenüber, liegt die Flammofengießerei mit 6 Oefen. Früher hatte das Reschitzaer Werk die Verpflichtung,

Kanonen für die kaiserliche Artillerie zu gießen, und es bestand damals auch ein Kanonenbohrwerk, allein bei Ausbruch des letzten italienischen Krieges wurde dasselbe abgebrochen und nach Wien geführt, der Hütte aber die Verpflichtung zur Lieferung der Kanonen erlassen. Jetzt wird in diesen Räumen vorzugsweise schwerer Lehmguß erzeugt. Bei der Gießerei sind im Ganzen 40 bis 50 Förmer mit ihren Gehülfen beschäftiget.

Die Maschinenfabrik, mit Hülfsmaschinen aller Art nach den neuesten Constructionen versehen, nimmt mehrere Gebäude ein. Die Maschinen werden theils durch Dampfkraft, theils durch Wasserkraft (Turbine) betrieben. Die Fabrik liefert alle Arten von Dampfmaschinen, Wassermaschinen, Dampfkessel, Maschinen für Mahl- und Sägemühlen, ebenso werden eiserne Brücken und Dachstuhlconstructionen ausgeführt.

Die jährliche Production an Maschinen und Maschinenbestandtheilen beträgt etwa 20,000 Ctr., welche einen Werth von circa 250,000 Gulden repräsentiren.

Mit Ausnahme der Lehmförmerei liegen alle diese Werke an einem schönen und geräumigen Hüttenplatze, welcher nach der Hauptstraße zu durch ein neues Administrations- und Magazin-Gebäude abgeschlossen wird. Etwa 10 Minuten entfernt wurde die

Puddlings- und Walzhütte

von der Gesellschaft ebenfalls neu aufgebaut und damit ein wirklich großartiges Werk geschaffen. Sie

verhüttet das Roheisen der 3 Reschitzaer, 2 Bogschaner und 2 Dognacskaer Hohöfen und bedeckt einen Raum von etwa einem Joch. Wir finden hier 18 Puddlingsöfen und 12 Schweißöfen; bei meinem Dortsein waren jedoch 2 Puddlingsöfen in Schweißöfen verwandelt. Je zwei Oefen bilden eine Gruppe und heizen mit ihrer Ueberhitze Dampfkessel, welche in der Längenrichtung der Oefen etwa 42 Fuß lang außerhalb der Hütte eingemauert sind. Dieselben geben den Dampf für sämmtliche Maschinen der Hütte von etwa 500 Pferdekräften bei einer Maximal-Spannung von 5 Atmosphären. An Dampfmaschinen finden sich vor, zwei 45pferdige, welche die Luppen- und Mittelstrecke, eine 36pferdige, welche die Feinstrecke, eine 100pferdige, welche die Fein- und Grobstrecke, und eine 100pferdige, welche die Grob- und Railsstrecke treiben. Außer diesen sind zwei Luppen-Dampfhämmer von 19 Ctr., ein Dampfhammer von 60 Ctr. und einer von 80 Ctr. Hammergewicht vorhanden. Ferner zwei Elevatoren für die Grobblech- und Grobstrecke, 6 Pumpen, eine 16pferdige für die einzuführende Tyresfabrikation, eine 8pferdige in der Adjustirhalle. Endlich 3 gewöhnliche Scheeren, eine große Dampf-Blechscheere und eine Nasmyth'sche Dampf-Scheere. Walzenstraßen zählte ich sieben. Die Luppenstrecke zur Millbarsfabrikation, die Mittelstrecke für Corroge- und mittleres Mercantileisen, die Feinstrecke für Feineisen, die Feinblech- und Grobblechstrecke für Fein- und

Grobblech, die Grobstrecke für Brückenträger, die Rails-strecke für Rails und schwere Eisensorten.

In der 12stündigen Schicht werden durchschnittlich 6 Chargen Roheisen à 4 Ctr. verpuddelt. Bei den Schweißöfen ist die Erzeugung je nach der anzufertigenden Waare verschieden.

Das Gesammtpersonal der Hütte wechselt zwischen 400 und 500 Mann. Unter den Arbeitern befinden sich viele Wallachen und Zigeuner, und auf deren Anstelligkeit wurde ich aufmerksam gemacht, so wie man auch hervorhob, daß diese Leute die ihnen ganz fremde Arbeit unbeschreiblich rasch gelernt hatten. Die größte Leistung des Werkes wird zu 120,000, höchstens 130,000 Ctr. Mercantileisen angenommen, weil Schienen hier nicht mehr producirt werden sollen.

Das Reschitzaer Walzeisen hat wegen seiner nervigen und sehnigen Beschaffenheit, sowie wegen seiner Festigkeit guten Ruf. Grobbleche werden namentlich für Locomotiven angefertigt. Diese Fabrikation ist noch neu, das Product noch wenig bekannt, doch zweifelt man nicht daran, daß sie sich die Anerkennung der Consumenten verschaffen werden, wenigstens stellen competente Beurtheiler die Blechplatten den besten steirischen Fabrikaten gleich. Bei meiner Anwesenheit auf dem Werke wurden mehrere Dampfkessel probirt, sie bestanden die Probe vollkommen. Der bis jetzt producirte Puddelstahl zeigt eine sehr gleichförmige Beschaffenheit und man hofft, daß derselbe, wenn seine

Güte erst mehr bekannt und die Federstahlfabrikation eingeleitet sei, einen guten Absatz finden werde.

Den jährlichen Umsatz des Puddlingswerkes gab man mir gegenwärtig auf 1¼ Million Gulden für Walzwaare an, hofft indeß, wenn die angegebene höchste Production erreicht wird, denselben bis auf 1¾ Millionen Gulden zu erhöhen.

Ungemein interessant war der Anblick dieser Cyclopen-Werkstatt bei Nacht, wo ich dieselbe in Gesellschaft des liebenswürdigen Centraldirectors Dubocq von Wien, welcher bei meinem Besuche zufällig in Reschitza anwesend war, besah. Die langen Bänder glühenden Eisens, welche unter den Walzen hervorquollen, die mächtige Wirksamkeit der Dampfhämmer, von denen nach allen Richtungen hin tausende von Funken umhersprüheten, die Arbeit der Dampfsäge in den starken glühenden Eisenblöcken, das Zerschneiden der stärksten Dampfkesselbleche, als wenn die Scheere durch Speck ginge, dabei die magische Beleuchtung der dunkeln Gestalten der Arbeiter an den verschiedenen Oefen, Walzen u. dgl., das Getöse der Maschinen, Alles das machte einen gewaltigen Eindruck. Man verläßt diesen Schauplatz mit einer Achtung vor dem menschlichen Geiste überhaupt, aber auch mit Achtung vor dem sehr anerkennenswerthen Streben der Gesellschaft und insbesondere des eben genannten Centraldirectors, das Beste zu liefern, was man vermag.

In der Nähe von Reschitza betreibt die Gesellschaft nicht unbedeutende Kalkbrennerei und ausgezeichnete Sandsteinbrüche zu Hohofengestellsteinen, Mühlsteinen u. dgl.

Im Jahre 1858 gab das ganze Werk nur eine Ausbeute von 91,906 Gulden C.-M. Man schreibt die Schuld dieses allerdings nicht günstigen Erfolgs wohl mit Recht auf die Ungunst der Zeit, weil schon im Jahre 1856 der Ueberschuß 240,000 Gulden C.-M. betragen hatte.

Ich habe mich bei diesem interessanten Werke etwas länger verweilt, weil es dasselbe, als das größte Banater Werk, vielleicht eins der größten in Oesterreich überhaupt, wohl verdient. Hier sieht man, welche Thätigkeit die Gesellschaft entwickelt hat, um dasselbe auf diese Stufe zu erheben, und wie sie die dazu erforderlichen Capitalien aufzuwenden nicht gescheut hat.

Bogschaner Eisenwerk.

Zwei Meilen nördlich von Dognacska, in dem reizenden Thale der Bersava am Fuße der Gebirge, besitzt die Staatseisenbahn-Gesellschaft im Orte Bogschan ebenfalls ein Eisenwerk, welches gegenwärtig im Umbau begriffen ist. Die vom Aerar übernommenen zwei Hohöfen waren baufällig und mußten abgetragen werden. Man beabsichtigt mit den beiden neuen Hohöfen wöchentlich in jedem 1000 Ctr. Holzkohlen-Roheisen zu erblasen, welches in der Reschitzaer Pudd-

lingshütte weiter verarbeitet werden soll. Die erforderlichen Eisenerze werden von Morawitza geliefert, und die Kohlen erfolgen aus den gesellschaftlichen Forsten.

In diesem Abschnitte habe ich die Werke der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft im Banat, einige unbedeutende Frischfeuer in Gladna und Franzdorf ausgenommen, so weit beschrieben, als eigne Anschauung eines Reisenden, welcher nicht vom Fache ist, und sonstige Mittheilungen es möglich machte. Doch hoffe ich, daß die Darstellung für viele unserer Leser von Interesse sein wird und gewiß durch die vielen, mir mit dankenswerther Bereitwilligkeit mitgetheilten Betriebsnotizen nichts davon einbüßt. Die große Wichtigkeit dieser industriellen Unternehmungen selbst für weitere Kreise als das Banat wird durch die nachstehende Zusammenstellung, welche die Production und deren Werth in einer übersichtlichen Form giebt, noch mehr in die Augen fallen.

Bezeichnung der Werke.	Production pr. 1858 an									Werth der Production. Ö. W.
	Gold.	Silber.	Kupfer.	Schwarz-kupfer.	Glätte.	Stein-kohle.	Eisen-stein.	Guß- u. Roh-eisen.	Walz-waare.	
	Mark.	Mark.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr	Ctr.	Ctr.	Gulden.
Moldova.	.	.	789	.	.	.	.	.	.	63,840
Szaszka.	.	.	2561	.	.	.	124,741	14,754	.	270,342
Cziclova.	.	.	1070	.	.	.	.	.	.	85,600
Dravicza.	.	.	.	.	.	.	37,240	.	.	9,310
Steierdorf.	.	.	.	.	.	681,096	184,070	.	.	337,229
Dognacska.	55	587	.	405	516	.	431,420	.	.	153,610
Bogschau.	.	.	781	.	.	.	.	43,383	.	190,629
Reschitza.	.	.	.	.	.	387,928	17,094	84,544	72,541	1,207,007
Forsten und Domänen.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1,031,692
Summa	55	587	5210	405	516	1,069,024	794,565	142,681	72,541	3,159,159

In demselben Jahre betrugen die Ausgaben für Neubauten 1,790,532 Gulden C.=M. und für den Betrieb circa $3\frac{1}{2}$ Millionen Gulden. Es wurde ein Gewinn von 734,885 Gulden C.=M. erzielt, welcher im Verhältniß zu dem bedeutenden Anlage=Capital allerdings noch gering genannt werden muß.

Dabei darf man indessen nicht unbeachtet lassen, daß die Gesellschaft erst kurze Zeit im Besitz der Werke ist und diese nicht in befriedigendem Zustande übernahm, so daß die bisherigen Betriebsresultate eigentlich noch der Uebergangsperiode angehören. Wenn aber erst sämmtliche Verbesserungen und Neubauten vollendet und die Werke in einen regelmäßigen Betrieb kommen, wenn die Administration derselben, welche 1858 auch 450,494 Gulden C.=M. kostete, vollständig geregelt und vereinfacht ist, so kann man mit Zuversicht erwarten, daß die Gesellschaft auf einen entsprechenden Gewinn rechnen kann, welcher ihr bei den großen Opfern an Geld und Intelligenz mit Recht zu wünschen wäre.

Die Gesellschaft hat, wie man aus dieser Darstellung sieht, ein großes Feld der Thätigkeit und sie hat es mit Kraft und Energie angebauet. Vor Allem war sie bemüht, tüchtige Beamte zu erlangen. Wenn dabei, besonders im Anfange, auch wohl einige Mißgriffe vorgekommen sein mögen, so muß man bedenken, daß es außerordentlich schwer ist, ein so großes Beamtencorps von Grund aus neu zu organisiren. Im Allgemeinen genießen die gesellschaftlichen Beamten einen

guten Ruf, sowohl hinsichtlich ihrer Geschäftskenntniß, ihrer wissenschaftlichen Befähigung, als auch ihrer Pflichttreue. Der Geschäftsbetrieb ist rasch und einfach, die General-Direction verbindet mit der nöthigen Strenge eine wahre Humanität in der Behandlung ihrer Beamten.

Wenn man einen Blick auf die großen Unternehmungen zur Erweiterung und Verbesserung der Werke wirft, welche die Gesellschaft in den Montan-Distrikten bereits ausgeführt hat, oder welche noch in der Ausführung begriffen sind; wenn man erwägt, wie so bedeutende Capitalien dadurch in Umlauf gesetzt sind, welche große Anzahl von Arbeitern dadurch fortwährend beschäftigt werden, was für eine Masse von Intelligenz dem ganzen Lande durch diesen gewerblichen Aufschwung zugeführt worden ist und welchen Einfluß alles dieses auf den Handel und Verkehr und auf die Steuerkraft des Landes äußern muß: so kann man nicht zweifelhaft darüber sein, den Schritt der Regierung, die Montan-Werke zu verkaufen, als einen wohlgethanen zu bezeichnen. Er wird fort und fort die segensreichsten Folgen für das Banat haben.

Sollte man unter diesen Verhältnissen nicht annehmen können, daß für die Interessen der Gesellschaft sich eine lebhafte Sympathie bei den politischen Behörden zeigen müsse? Man sollte glauben, daß man ihre so wohlthätigen Bestrebungen anerkennen und sie nach Kräften unterstützen müsse; allein man hört mit

gerechtem Erstaunen häufig vom Gegentheile. Klagen über Verschleppung mancher wichtiger Angelegenheiten, über Hemmnisse mancher Art werden laut, und sie scheinen nicht unbegründet zu sein. Selbst in höheren Regionen scheint mitunter die richtige Einsicht von der großen, einflußreichen Wirksamkeit der Gesellschaft, von der national-ökonomischen Wichtigkeit ihrer Thätigkeit in diesem Theile ihrer Verwaltung zu fehlen.

Mit voller Befriedigung aber muß man beim Ueberblick aller dieser Bestrebungen, die Montan-Industrie zu heben, anerkennen, daß an der Spitze der General-Direction ein Mann von großem Geiste und rastloser Thätigkeit steht, welcher sehr geschickt sich tüchtige Mitarbeiter zu erwerben verstand. Man muß aber auch anerkennen, daß die General-Versammlung und der Verwaltungsrath mit großer Liberalität die erforderlichen Mittel bewilligte, um den Zweck zu erreichen, und man kann ohne Zweifel, wenn Handel und Verkehr sich in diesen Ländern mehr beleben, wenn eine fortschreitende Civilisation die Bedürfnisse des Volkes vermehrt, der Montan-Industrie im Banate eine glänzende Zukunft voraussagen.

VI.

Von Weißkirchen nach Orsova. — Die Militairgrenze und deren Einrichtungen. — Das Zigeunerdorf und die Zigeuner. — Die Fahrt auf der Szechenyi=Straße längs der Donau. — Orsova. — Der Viehhandel aus der Moldau, Wallachei und aus Serbien. — Die Wirthshäuser im Banate.

Während meines Aufenthaltes in dem Banate machte ich in Begleitung zweier meiner Söhne und eines Freundes derselben einen längern Ausflug in die Militairgrenze und zwar in die Bezirke des illirisch=banater und des roman= oder wallachisch=banater Regimentes. Beginnen wir unsere Reise von Weißkirchen, dem Stabsort des erstgenannten Regimentes.

Weißkirchen, eine gut gebaute, freundliche Stadt mit geraden Straßen und einem schönen mit Bäumen bepflanzten Platze vor der Wohnung des Obristen, liegt am Fuße eines sanften, mit Weinstöcken besetzten Hügels. Nicht weit von der Stadt, gen Osten, erheben sich die letzten Höhen der Karpathen, fast an die Donau stoßend, die Ebene nach Süden und Westen stand in

dem goldnen Schmuck des reifenden Kukurutz und gewährte von dem Hügel über der Stadt mit der sie durchschneidenden Donau und den fernen serbischen Bergen einen reizenden Anblick. Die Stadt hat etwa 6000 Einwohner, ein Militair-Erziehungshaus mit 120 Zöglingen, übrigens einen ziemlich lebhaften Landhandel. Weißkirchen gehört zu den sogenannten freien Militair-Communitäten, das sind Städte, welche unabhängig von der Militair-Verwaltung, von eignen Magistraten verwaltet werden. Der Magistrat hat auch die Polizei, und ihm stehen die Stadtsoldaten und der Stadtwachtmeister zu Gebote. Der Bürgermeister ist indessen meist ein verabschiedeter Offizier.

Nach dem Frieden von Belgrad 1739 wurde in dem größten Theile des Banates eine Civil-Regierung eingeführt, dieser bildete das sogenannte Camerale, nur ein kleiner Theil im Südosten an der wallachischen Grenze und im Süden an der Donau blieb unter dem Militair-Commando und wurde militairisch als Grenzbewachung organisirt. Die Bewohner dieses Landstriches vereinigte man im Jahre 1767 in zwei National-Infanterie-Regimenter, welche man als Grenz-Regimenter bezeichnete. Der Stab des ersten, des deutsch-banater, kam nach Panscova, der des wallachisch-illirischen nach Weißkirchen. Im Jahre 1838 wurde ein eigenes neues illirisch-banater Grenz-Regiment mit dem Stabsorte Weißkirchen und ein wallachisch-banater mit dem Stabsorte Karansebes errichtet und

diese Organisation besteht noch. Der Regimentsbezirk wird „Communität“ genannt.

Die Compagnie-Officiere haben sämmtlich eine Wohnung mit Garten und etwas Feld und Wiese, so viel eben, daß sie ihre Lebensbedürfnisse erbauen können, übrigens ihren Sold wie die Officiere der Armee. Die Oberofficiere, Adjutanten und sonst beim Stabe beschäftigten Officiere erhalten nur Wohnung, meistens einen Garten dabei. Hierin liegt rücksichtlich der Bezahlung der Truppen ein großer Unterschied mit der schwedischen indelten Armee, indem bei letzterer die Mannschaft wie sämmtliche Officiere gar keinen Lohn erhalten, sondern ein Landgut, welches so viel einträgt, als die Besoldung mit allen Naturallieferungen beträgt.

Mit Ausnahme dieser Officiers-Grundstücke bestand früher in der Grenze ein Lehnsverhältniß für den gesammten Grundbesitz, womit eine große Menge Arbeitsleistungen für das Aerar verbunden waren und darin liegt es, daß ein größerer Privatgrundbesitz ebenso wenig dort gefunden wird, wie Einwanderungen dorthin nur etwa in die Städte stattfinden konnten. Dieses Verhältniß wurde im Jahre 1850 aufgehoben und dadurch erhielt die Grenze eine ganz neue Gestaltung. Gegenwärtig kann der Grenzer wahres Eigenthum besitzen und vererben, nur müssen bei jedem Hause 12 Joch Land verbleiben. Erwirbt der Grenzer mehr, so kann er über dieses nach seinem Belieben frei schal-

ten. Er kann es vererben, verkaufen u. s. f. wie er will. In jedem Grenzhause bilden alle auf dasselbe eingeschriebene Personen eine Familie, nur das Gesinde gehört nicht dazu. Im Innern derselben herrscht eine vollständige patriarchalische Einrichtung, als Patriarch steht der Hausvater an der Spitze des Hauswesens (ihm zur Seite zuweilen die Hausmutter) und regiert das Ganze, unbeschadet, ob er wirklich der Stammvater der Familie ist oder nicht. Als Hausvater erscheint häufig der Aelteste, allein nöthig ist nur, daß er ein dienstfreier Mann, er wird von der Hausgenossenschaft gewählt, oder wenn sich die nicht einigen kann, von dem Gemeindeausschuß.

Alles, was von der Hausgenossenschaft erworben wird, dient zunächst, nebst den zum Hause gehörigen Grundstücken, zu deren Ernährung. Kein sogenannter obligater Grenzer, d. h. welcher noch Soldat ist, darf irgendwo auf Arbeit gehen oder über Nacht aus dem Hause bleiben, ohne die Genehmigung des Hausvaters, entfernt er sich auch nur auf kurze Zeit aus dem District der Compagnie, bedarf es dazu des Urlaubs vom Hauptmann. Was auf diese Weise der Hausgenosse erwirbt, davon muß derselbe einen Theil an die Hauscasse abgeben. Diese verwaltet der Hausvater, legt darüber und über das Verhalten der Hausgenossen Rechenschaft ab. Sollen größere gemeinsame Unternehmungen vorgenommen werden, so wird darüber mit dem gesammten Hausstande berathen und die

Mehrzahl entscheidet. Der Hausvater pflegt gewöhnlich nicht zu arbeiten, er wird von den Uebrigen unterhalten, welches zu mannigfachen Uebelständen führt, besonders aber zu dem mit allen derartigen Gemeinsamkeiten, daß der Einzelne alle seine Kräfte nicht so anstrengt, als wenn er für sich und seine nächsten Angehörigen arbeitet. Es wird demnach durch eine solche Genossenschaft nicht so viel geleistet, als geleistet werden könnte, wenn Jeder eine Familie zu begründen im Stande wäre. Deshalb bemerkt man auch, daß in der Grenze die Ackerkultur und die Viehzucht auf einer niedrigen Stufe stehen, während der Boden und das Klima eine bedeutendere Production gestatteten. Daneben sollen auch nicht selten Streitigkeiten im Hause vorkommen und nur die Angewöhnung einer strengen Disciplin von Jugend auf machen das Verhältniß erträglicher als es sonst sein würde.

Eine andere Schattenseite dieser Einrichtung ist die, daß industrielle Unternehmungen auf Arbeitskräfte aus einer größeren Umgegend als den Ort, wo sie etablirt sind basirt, mit irgend einer Sicherheit nicht unternommen werden können, weil man dabei immer von der Ansicht und dem souveränen Willen eines der Hausväter und dem der Hauptleute abhängig bleibt. Versteht man es, sich mit diesen gut zu stellen, ist der Unternehmer ein Mann von Einfluß, so daß er die Officiere für sich gewinnt, oder ihn dieselben fürchten, so geht es gut, im entgegen-

gesetzten Fall aber ganz schlecht. Deshalb findet man auch in der Grenze fast gar keine industriellen Unternehmungen und die wenigen, welche da sind, wie z. B. das große Eisenwerk Rußberg ohnweit Karansebes, haben zum großen Theil fremde Arbeiter. So lange das Grenzsystem dauert, kann es auch nicht anders sein.

Die Grenzer erhalten auf Anweisung der Forstbeamten, freies Brenn- und Bauholz aus den Staatswaldungen nach ihrem Bedürfnisse und deshalb wird auch von den Officieren eine Baupolizeiliche Controle geführt. Ferner haben sie freie Weide in den Staatswäldern oder können Eicheln und Bucheln für ihren Bedarf sammeln. Ueber die Forsten wird jetzt ein besserer Schutz geführt, nachdem vor Kurzem die neue Forstorganisation ins Leben trat.

Die Jagd in der Grenze kann von den Officieren und den s. g. Honorationen frei betrieben werden, jedoch mit Einhaltung der gesetzlichen Hegezeit. Der gemeine Grenzer darf auf dem Anstande auf Wild lauern, mit Hunden zu jagen ist ihm jedoch verboten.

In dem gewöhnlichen Verkehr der Grenzer mit ihren Officieren, bei den administrativen Verhandlungen und vor Gericht gilt die Landessprache, für das Commando beim Militair und für alle militairischen Dienst-Angelegenheiten die Deutsche. Daher findet man niedere Schulen in der Volkssprache, aber auch mehr deutsche Schulen, als außerhalb der Grenze. Ueberhaupt sollen die Schulen hier besser sein, als im

übrigen Banate, dem s. g. Provinziale. Die deutschen Schulen werden mehr besucht, als anderswo, weil es zum Avancement als Unteroffizier nothwendig ist, daß der Mann leidlich deutsch versteht. Ein junger schmucker Corporal, mit welchem ich mich bei einen Wachtposten in ein Gespräch einließ und dem ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß er so fertig deutsch spreche, erwiederte mir ganz stolz: „nun ich war ja in einer deutschen Schule." Die Aufsicht über die Schulen führen die Verwaltungs-Officiere, die Schulen einer Communität (Regiments-Bezirk) stehen unter einer Schul-Commission unter den Obristen und diese wiederum unter der Schul-Direction zu Temesvar.

Für alles das, was der Grenzer vom Staate bekommt, hat er als Soldat von seinem 20. Jahre an bis zum 60. zu dienen, theils muß er die Wachtposten, welche etwa in Entfernungen von kaum einer viertel Stunde längs der ganzen Grenze aufgestellt sind, beziehen, theils muß er im Kriegsfalle ins Feld rücken. Die Wachtposten sind mit 3 bis 9 Mann besetzt, wovon einer immer unter dem Gewehr steht. Die stärkern sind Unterofficiersposten, Officiere controliren das Ganze. An der Postenkette, welche ich bereiste, waren überall nette Wachthäuser auf einer Anhöhe erbauet und sie liegen so, daß erforderlichen Falls die ganze Linie rasch allarmirt werden kann. Dieser Dienst dauert jedes Mal acht Tage ohne Unterbrechung, dann kann der Mann wieder 14 Tage zu Hause zubringen.

Im Dienste erhält er Bekleidung und Verpflegung. Außerdem aber hat jeder Grenzer unentgeldlich Vorspann zu leisten, an den Wegen zu arbeiten, Botengänge zu thun ꝛc., so wie ihn die Reihe dazu trifft.

Uebrigens muß in dem ganzen Grenzbezirke von einer jeden Familie, welche ein Grenzhaus nicht besitzt, also nicht zu den obligaten Grenzern gehört, der zweite Sohn ebenfalls Soldat sein. Es trifft das besonders die Städte und in diesen die Handwerker, Kaufleute u. dgl.

Die Verwaltung der Grenze ist rein militairisch in einem strengen und wohlgeregelten Dienst. Civil-Gesetze finden nur Anwendung, wenn es ausdrücklich bestimmt ist. Das General-Commando hat jetzt, wie schon oben bemerkt wurde, seinen Sitz zu Temesvar und dem commandirenden General steht für die Grenze eine eigne Bau-, Rechnungs-, Schul- und Forstdirection, nebst der militairischen Canzlei zur Seite. Der Regiments-Commandant hat die ganze Militair- und Civil-Verwaltung in der Communität, auch er wird für die verschiedenen Zweige derselben durch ein gleiches Personal, wie der commandirende General unterstützt. Beim Regimente ist in Sachen der Rechtspflege das Militair-Gericht erster Instanz, von wo die Berufung zum Militair-Landesgerichte nach Temesvar geht. Diese Gerichte sind mit rechtskundigen Personen besetzt, der Obrist ist Vorsitzender. Für die Vertre-

tung armer Grenzer vor Gericht sind eigne Anwälde angestellt, welche dieselbe unentgeldlich zu leisten haben.

Jeder Regimentsbezirk zerfällt in 12 Compagnie-Bezirke, an deren Spitze als erster Verwaltungs-Beamter der Hauptmann als Commandant steht. Er wohnt in dem Compagnie-Orte, welcher durch eine Tafel mit der Nummer der Compagnie dem Reisenden kenntlich wird, so wie auch jedesmal die Grenze des Compagnie-Bezirks bezeichnet ist. In Rechtssachen bildet der Hauptmann eine Art Friedensrichter, er hat den Versuch der Sühne vorzunehmen, wobei ihm ein rechtskundiger Actuar unterstützt. Die gesammte Polizei wird von der Compagnie wahrgenommen und dabei spielt der Stock eine ziemliche Hauptrolle. Die Compagnie-Bezirke umfassen mehrere Ortschaften, in jeder Gemeinde wohnt ein Officier als Stations-Commandant und aus dem Stande der Mannschaft wird ein Ortsrichter erwählt, welcher die Ortspolizei zu besorgen hat. Die Interessen der Gemeinde werden von den Ortsältesten vertreten, welche der Compagnie-Commandant ernennt.

Die Rechtspflege und die Polizei-Verwaltung in der Grenze wird im Allgemeinen gelobt, sie wird weit über die im Provinziale gestellt. Sie ist rasch und unnachsichtig. So herrscht auch überhaupt in der Grenze eine größere Ordnung, die Dörfer sehen reinlicher aus, als im andern Theile des Banates, man findet in diesen selbst zuweilen mit Steine belegte Trottoirs.

Die Wege und Brücken sind im sehr guten Stande, erstere größtentheils mit Umsicht und Sachkenntniß gebaut, und fast durchgehends mit Bäumen besetzt. Kurz das Ganze macht einen freundlichen Eindruck.

Das sind unverkennbare Lichtseiten, dennoch aber scheint es mir, daß das Institut der Grenze sich überlebt habe und seine Erhaltung nicht die schweren Kosten rechtfertigen dürfte, welche es verursacht. Zur Zeit der Begründung der militairischen Grenzwache, war sie gewiß nothwendig, um das Land auf die kräftigste Weise gegen die Einfälle der räuberischen und unruhigen Nachbarn zu schützen. Allein diese Zeit liegt in der Hauptsache hinter uns und der nöthige Schutz, die Besetzung der Grenzwachtposten, könnte sicher durch reguläres Militair wohlfeiler erreicht werden. In nationalökonomischer Hinsicht würde aber die Befreiung von dem schweren Militär-Dienste eine bessere Verwendung der Kräfte möglich machen und bei einer übrigens geordneten Verwaltung, bei einer gehörigen Bildung des Volkes müßte die Grenze, welche für Handel und Industrie so günstig liegt, einen höheren Aufschwung bekommen, denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß sich dann auch hierher fremde Capitalien ziehen würden. Was hat der Staat jetzt von der Grenze? Viele Kosten und im Falle eines Krieges die Möglichkeit, eine Armee von 80,000 Mann ziemlich unzuverlässiger Truppen ins Feld zu stellen. Daß die Grenzregimenter unzuverlässig in der Schlacht=

linie sind, darüber hörte ich das übereinstimmende Urtheil vieler Officiere. Gut zu gebrauchen sind sie nur zu Schleichpatrouillen u. dergl. kleinem Dienst, auch bewähre sie noch heute ihren alten Ruhm tüchtig im Marodiren zu sein. Es liegt aber auch in der Natur des ganzen Institutes, daß die Grenzer im Felde nicht so tüchtig sein können, als andere Truppen. Der größte Theil der Mannschaft sind Familienväter, sie verlassen nur ungern Haus und Herd und haben die dringendste Veranlassung sich im Kampfe zu schonen. Dabei treten auch beim Commando eigenthümliche Verhältnisse hervor, indem der vorgesetzte Officier oft unter der Mannschaft viele nahe Verwandte hat. Durch die guten Schulen wird es vermittelt, daß aus manchem Grenzhause ein Sohn zum Officier avancirte, ja man soll in den Reihen der österreichischen Armee mehrere ausgezeichnete Generale finden, welche aus einem einfachen Grenzhause hervorgingen. Daß aber dieses einen gewissen Einfluß auf die Disciplin äußern muß, wird schwerlich in Abrede gestellt werden können. Alles dieses dürften wohl Gründe genug sein, die Auflösung der Grenz-Verhältnisse in ernste Erwägung zu ziehen, ich wenigstens habe viele Stimmen gehört, welche sich dafür aussprechen, meist jedoch mit der Bemerkung, „wenn eine entsprechend gute Civil-Verwaltung an deren Stelle gesetzt werde.“

Von Weißkirchen aus führte uns der Weg zuerst durch eine schön angebauete fruchtbare Ebene auf einer breiten mit Maulbeerbäumen besetzten Straße, an die Nera, einem kleinen Gebirgsstrom, welcher sich in der Ebene ein breites Bette geschaffen hat. Sie ist, wie viele der Banater Gebirgsflüsse Gold führend und das hatte die Gründung des Zigeuner-Dorfes Slatizta zur Folge, wo sich diese Nomaden ansiedelten und Goldwäscherei betrieben, im Kleinen noch betreiben.

Ein Zigeunerdorf in seiner nationalen Einrichtung! es war das erste Mal, daß ich ein solches sah, denn im Allgemeinen lebt dieses merkwürdige Volk noch ganz nomadisirend. Wie sich die Wagen dem Dorfe näherten, erschienen sofort eine Menge Kinder, die jüngeren ganz nackt, die älteren mit verschiedenartigen Kleidungsstücken, die Mädchen meistens mit einem mehr oder minder zerrissenen Hemde, die Buben mit sehr geflickten Jacken u. dgl. behangen, welche sicher niemals für sie gemacht waren, meist einen militairischen Ursprung verrathen, um uns unter den verschiedenartigsten Geberden und Geschrei anzubetteln. Sie hielten sich jedoch in einer vorsichtigen Entfernung von der Peitschenregion, in welcher Beziehung sie wohl unangenehme Erfahrungen gemacht haben mochten, eine Vorsicht, welche alle bettelnde Zigeuner gleichmäßig beobachten.

Im Dorfe selbst herrschte ein wirres Durcheinander. Geschrei der Kinder, lautes Gerede der Weiber mit lebhafter Pantomime begleitet, Hammerschläge von

Kesselflickern u. dgl. m. Die Hütten sind theils halbrund, theils viereckig, zur Hälfte in die Erde eingebaut und mit Holz und darüber Erde gedeckt, etwa zwei Klaftern lang und halb so breit und etwas über manneshoch. In derselben brennt ein Feuer und auf der bloßen Erde, höchstens mit einigen Lumpen bedeckt, ist die Lagerstatt, einige niedrige hölzerne Schemel und etwas Kochgeschirr bilden den Hausrath. Nur durch die niedrige Thür fällt das Licht ein, aber ein geflochtener Schornstein, wie in den wallachischen Häusern, führt den Rauch ab. Zwischen den Hütten bemerkt man einzelne größere Feuerstellen, wenn zum Kochen etwa ein größeres Feuer erforderlich sein sollte. Als ein Sieg der Cultur erhoben sich zwischen diesen Hütten einzelne Häuser, ganz wie die der Wallachen gebaut. Schweine und Pferde waren in ziemlicher Zahl vorhanden, erstere begleiten den Zigeuner selbst auf seinen Wanderungen.

Die Banater Zigeuner sind in ziemlicher Zahl angesessen und treiben dann vorzugsweise Schmiede- oder hüttenmännische Arbeiten u. drgl., auch helfen sie den Bauern bei ihren Ackergeschäften. So sah ich in Neu-Moldova in den Kupferhütten fast nur Zigeuner, auf den Eisenwerken zu Rußberg und dem zu Redschitza waren viele beschäftiget. Man lobt sie als geschickte und willige Arbeiter, aber klagt über ihre große Neigung zum Stehlen. Die wandernden Zigeuner sind theils Roßhändler und Pferdeärzte, repariren alte Kessel und Pfannen u. dgl., viele aber ernähren sich von der Musik, wo sie be-

sonders auf den Saiteninstrumenten eine große Fertigkeit besitzen. Bessere Tanzmusik als eine gute eingespielte Bande Zigeuner kann man nicht hören und der Ungar behauptet, daß nur der Zigeuner den Csardas mit dem gehörigen Schwunge zu spielen verstände. Eine Hauptnahrungsquelle ist der Bettel, welchem Alle, vorzüglich aber Weiber und Kinder obliegen; alte Weiber treiben Wahrsagerei, verkaufen allerlei Mittelchen gegen Liebesschmerzen, Amulette, Klappersteine, können verborgene Diebstähle entdecken und wissen den Bauern für die verschiedensten Dinge Rath zu geben.

Die Zigeuner, ausgezeichnet durch ihre braungelbe Haut, lange, krause, rabenschwarze Haare und eben solche glühende Augen, rothen Lippen und glänzend weißen Zähnen, sind im Allgemeinen ein hübscher, wohlgebildeter Menschenschlag, unter den jungen Weibern trifft man nicht selten an Gesichtsbildung und Ausdruck, so wie an Ebenmaaß der Formen wahre Schönheiten. Sie heirathen sehr früh, ich sah bei einer wandernden Gesellschaft ein sehr hübsches junges Weib von 14 Jahren mit einem kleinen Kinde. Niemals heirathen sie aus ihrem Stamme, mit der Blutsverwandtschaft, mit der ehelichen Treue wird es so genau nicht genommen. Der Zigeuner heirathet ohne viel Ceremonie, ist er sein Weib satt, jagt er es fort und nimmt eine andere. Das Sittenverderbniß unter dem Volke ist sehr groß. Ihre Kinder lieben sie mit großer Zärtlichkeit, sorgen für sie nach besten Kräften und sie dürfen ihre Zeit

mit Spielen und Nichtsthun hinbringen. Ihre Religion ist die, wo sie eben leben, bei den Türken sind sie Muhamedaner, bei uns Christen, in der Hauptsache wird man ihnen gewiß nicht unrecht thun, wenn man behauptet, daß sie vom Christenthume äußerst wenig kennen. Ob sie wirklich getauft wurden, ist oft zweifelhaft, zur Schule gehen sie sicher nicht. Im Banate halten sie äußerlich zur griechischen nicht uniirten Kirche, halten ihre Fest- und strenge ihre Fasttage. Der Zigeuner ist schlau, feige und grausam, er stielt sehr gern, aber nur wo er es ohne Gefahr thun kann. Sein Blick hat dem entsprechend etwas unstetes und tückisches. Ihre Nahrung ist ekelhaft, sie sollen selbst Aas nicht verschmähen; Schweinefleisch, Knoblauch und Zwiebeln ist ihre Lieblingsspeise. Federwild, Raubvögel, Frösche und überhaupt kriechende Thiere der Art verschmähen sie, während sie Schlangen mit gutem Apetit verspeisen. Branntwein nehmen sie gern, aber ihre Hauptleidenschaft ist Tabak, da vom hübschesten Mädchen bis zum ältesten Manne Alles raucht und kauet. Ich bin öfter um Tabak als um Geld angebettelt worden. Bei den angesessenen Zigeunern ist die Kleidung der wallachischen sehr nahe, bei den wandernden, wie es der Zufall gab, immer aber sehr zerlumpt und schmutzig, sowie auch ihre Haare unordentlich und wild um den Kopf hängen. Ob sie Wasser zum Waschen ihres Körpers jemals benutzen, ist mir sehr zweifelhaft. Sie haben auch im

Banate ihre eigne Sprache, die meisten verstehen indessen wallachisch, die Angesessenen alle.

Bald nachdem wir dieses Zigeunerdorf verlassen hatten, begann die Straße anzusteigen, über eine kahle Bergpartie, dann durch einen ganz vom Viehe unter der Scheere gehaltenen Niederwald, gelangten wir auf die Höhe der Loqua in bessern Wald. War für des Forstmanns Auge diese Verwahrlosung einer großen bedeutenden Waldfläche ein erfreuliches nicht, so wurde dadurch doch andrer Seits die Möglichkeit geboten die reizende Aussicht beim Hinanfahren recht zu genießen. Aber noch schöner ist sie auf der andern Seite, wo man ins Donauthal hinabsteigt. Vor uns der herrliche Strom, welcher gerade zu unsern Füßen eine große Insel bildet, deren nördliche Spitze mit einer netten weißen Kirche geziert ist, im Hintergrunde nach der nördlichen Ebene zu, den Strom öfters wieder erblickend, während zunächst vor uns sich die serbischen Berge anmuthig gruppiren. Sie machen den Eindruck, wie etwa Berge von 1500 bis 2500 Fuß und sind so weit das Auge reicht mit Laubholz bewachsen. Das Thal vor uns mit dem freundlichen Compagnie-Ort Bellobreska, in Wallnuß- und Maulbeerbäumen versteckt und mit Weinbergen umgeben, zeigt sich ungemein fruchtbar. Wir fuhren noch eine Strecke in demselben bis zu dem Grenz-Orte Alt-Moldova, wo das Thal nach Norden sich ausbreitet, in dessen Winkel der Werksort Neu-Moldova liegt, wo wir einige Tage verweilten, um das Innere des Gebirges kennen

zu lernen. Dieser Ort, wo früher der reiche Bergsegen großes Leben brachte, ist jetzt einsam und öde, da die Werke nur sehr nothdürftig betrieben werden. Noch trüber wird aber der Eindruck dadurch, daß man zahlreiche Brandruinen in demselben bemerkt. Sie stammen aus der Revolutionszeit, wo hier ein Kampf zwischen Serben und Ungarn stattfand, und wo damals diese beiden Parteien an einander geriethen, war immer Brand und Zerstörung im Gefolge.

Neu-Moldowa liegt reizend, schöne Weinberge und Obstgärten umgeben den Ort, von jeder kleinen Erhöhung hat man nach Süden die weite Aussicht auf die Donau, begrenzt von den serbischen Bergen, während nach Norden im Hintergrunde sich schön gewölbt, die mit Laubholz bewachsenen Berge des Banater Gebirges erheben. Die Lage ist eine ungemein milde, daher erfreut sich auch mit Recht der Moldovaer Wein eines guten Rufes, Pfirsichen, Aprikosen und Melonen in schönsten Sorten reifen im Felde und in den Gärten ohne eine besondere Pflege. Im vorigen Jahre blüheten die Kirschen am 5. April, am 10. April begann in den Vorbergen der Blattausbruch bei der Rothbuche, am 22. April war sie vollständig belaubt; am 3. Mai Reife des Aspensamens, 9. Mai die Akazie blühend, 12. Mai reife Kirschen, 15. Mai der Ulmensame reif 3. Mai blühet der Wein, 10. Juni reift die Maulbeere, 5. Juli reiften die Aprikosen, am 15. Sptbr. Wallnuß und Mandel, die Weinlese begann den 26. Sptbr. und zu

derselben Zeit reift die Eichel. — Der Schnitt des Getreides fällt in die letzte Woche des Juni oder in die erste des Juli. Es wird das genügen, um das Klima dieser Gegend zu charakterisiren.

Mit dem ersten Grauen des Tages verließen wir Neu-Moldova und gelangten bei dem neu angelegten Grenzorte Coronini an die Donau, an deren linken Ufer eine vortreffliche Fahrstraße, zum großen Theil ganz in Felsen gesprengt, bis Orsova führt. Sie ist das Werk des vortheilhaft bekannten ungarischen Ministers Grafen Szechenyi, der auch hierdurch seinem Namen ein bleibendes Andenken stiftete. Die Straße wird nach ihm genannt. Beim Eintritt in das hier verhältnißmäßig sehr enge Thal der Donau fesselt unsern Blick ein mächtiger Felsen in derselben, vom Landvolke Baba Kaie genannt, an welchen sich eine serbische Sage knüpft, wonach hier ein Mann seine böse Frau hingebracht habe, um ihre Sünden zu bereuen. Auf der serbischen Seite erblicken wir die umfangreichen Ruinen des alten Schlosses Columbacz und diesem gegenüber liegt eine im Banate wohlbekannte Höhle, die Columbaczer Höhle. Die Bauern verlegen in dieselbe den Entstehungs-Ort der s. g. Columbaczer Mücken (Simulia maculata), einer Stechfliege, welche vom April bis Juni in ungeheuern Massen schwärmt und deren Stich Rindvieh und Pferden tödtlich wird. Man hatte, nach dem Glauben des Volkes, die plötzliche Erscheinung nicht anders zu erklären gewußt, als daß sie aus dieser Höhle hervorkämen, es wurde deshalb

regierungsseitig eine Untersuchung angeordnet und auf den Rath des hohen Herrn Commissars eine starke dichte Leinwand vor der Höhle ausgespannt. Der gelehrte Beamte versicherte nun das Volk, sie könnten dreist ihr Vieh auf die Weide treiben, welches sonst in der Schwärmzeit nur bei Nacht geschieht. Allein der Mai kam und auf der nahen Donau-Insel gingen in kurzer Zeit etwa 200 Stück Vieh in Folge der Angriffe der Mücken ein. Die Grenzer wollten den naturkundigen Regierungs-Commissar steinigen, allein er machte sich zeitig aus dem Staube. Solches geschah vor nicht sehr langer Zeit und die Compagnie-Acten in Pozezena geben Zeugniß davon.

Die Scene bei der Fahrt an der Donau, auf der schönen Straße gewiß weit genußreicher, als auf dem Dampfbote, wechselt ungemein. Bald fährt man in einer förmlichen Galerie unter überhängenden Felsen, in welcher der Weg eingesprengt ist, die steilen Berge, mit Laubholz schön bewachsen, oder mächtige felsige Zackengipfel bildend, wie sie dem Kalkgebirge eigen sind, bald wird das Thal breiter, der Strom weiter und freundliche Dörfer liegen vor uns. An der serbischen Seite treten die Berge fast fortwährend mehr an den Strom, und man sieht dort an vielen Stellen deutlich die Spuren eines alten über dem Strome schwebenden Weges, der auf in die Felsen eingezapften Balkenlager ruhete; es soll ein Werk der Römer gewesen sein.

Die Berge sind, wie gesagt, mit Laubholz bewachsen, die Buche spielt die Hauptrolle, aber man bemerkt an der sehr mannigfaltigen Vegetation, daß man sich im Süden befindet. Wallnüsse, Eichen verschiedener Art, die orientalische Heinbuche, die Blumenesche, Korkulmen u. a. m. mischen sich im hohen Holze, darunter aber eine Masse von Sträuchern, welche bei uns als Ziersträucher in den Gärten gezogen werden. Ganze große Berghängen sind mit der Syrene, andere mit dem Perücken-Sumach bedeckt, dazwischen auf den Felsen einzelne Hibiskus, oder maßig die verschiedensten Hartriegel-Arten u. dgl. m. Im Frühjahre zur Blüthenzeit müssen diese Hänge in ihrer bunten Farbenpracht einen köstlichen Anblick gewähren, da sie schon im Herbste in der verschiedenen Färbung der Blätter eine so reizende Mannigfaltigkeit darboten. Zwischen den höheren Bäumen oft auch das untere Gebüsch bedeckend, sind die Schlingpflanzen reichlich vertreten. Wein mit langen blauen Trauben geht bis hoch in die Aeste, der wilde Wein mit seinen herbstlich roth gefärbten Blättern, die Waldrebe u. a. m. geben dem Ganzen einen fremdartigen Ausdruck. Dabei überall die verschiedensten Herbstblumen, überall Leben, nirgends ein Fleck, der nicht grünte und blühete, nie sah ich eine Spur von Haide, welche ich überhaupt im Banate nicht fand. Forstmännisch geurtheilt sind zwar die Wälder nicht gut gehalten, es fehlt am ganzen linken Donaugehänge an altem Holze und in der Nähe der Orte hat das Weide-

vieh dem Walde arg zugesetzt, auch sind dort an einzelnen kahlen Berghängen Abschwämmungen, als Folge der Entwaldung sichtbar, aber als Naturfreund betrachtet, sind diese Hängen unbeschreiblich schön.

In Plavischovitza, dem letzten Hauptmanns-Dorfe des illirisch-banater Grenz-Regiments wurde Mittag gemacht. Wir schlugen unsere Tafel an einem Brunnen auf offner Straße auf, denn das Innere des wallachischen Wirthshauses bot keine Reize dar. Was dasselbe den Gaumen zu bieten vermochte, versuchten wir nicht, denn vorsorglich hatten wir uns mit Vorräthen versehen. Während unsre Pferde gefüttert wurden, machten wir einen Gang an die Donau und besuchten ein Zigeuner-Lager, welches vor dem Orte aufgeschlagen war. Ueber einem Wagen, welcher die Hinterseite des Zeltes bildete, war ein braunes, wollnes Zelttuch ausgespannt, vorn durch eine Querstange gehalten, welche noch auf zwei senkrecht eingesetzten Stangen befestiget war. Das Zelt war vorn offen und diente als gemeinschaftliches Lager der Bande. Sie bestand aus drei Paar und einem halben Dutzend Kindern. Ohnweit des Zeltes brannte ein großes Feuer und an demselben lag ein kranker Mann, ein älterer und ein ganz junger saßen dabei mit Kesselflicken beschäftiget. Ein junges 14jähriges ausnehmend schönes Weib, mit den regelmäßigsten Zügen und mit einem wahren Madonnenausdruck, saß auf einem Baumstamme und nähete, vor sich hatte sie in einem Korbe ein ganz kleines Kind,

auf dem von Zeit zu Zeit ihre Blicke mit der größten Zärtlichkeit ruheten. Ein andres junges Weib hatte ein nacktes, etwa halbjähriges Kind auf dem Arme, sie und die alte Mutter und die übrigen in Lumpen gehüllten Kinder stürzten bettelnd über uns her und je mehr Gaben wir austheilten, desto größer wurde der Andrang. Einer meiner Söhne, welcher wallachisch spricht, ließ sich in eine Unterhaltung ein. Die alte Zigeunermutter wollte ihm wahrsagen und verkaufte ihm dann eine Wurzel, welche er seiner Geliebten geben solle, wodurch er ihre Liebe sicher erlangen werde. Das Weib mit dem Kinde auf dem Arme bat sehr lebhaft um eine Gabe, für das arme Kind, welches keine Mutter habe. Als mein Sohn erwiederte, sie sei doch die Mutter, schlug sie mit den lebhaftesten Geberden ihr Hemde auseinander und zeigte auf ihren welken Busen, indem sie ausrief: „das ist eine rechte Mutter, welche nicht einmal Milch für ihr Kind hat." Endlich brachte einer der Gesellschaft ein zum Umhängen durchbohrtes Sechskreuzerstück hervor, und hielt es in die Höhe „wer will das"? Nun erst stand die 14jährige Mutter auf und stellte sich in die Reihe der Bittenden, ihr wurde der Preis. Auch diese armen Menschen schmücken sich gern mit Geldstücke. Das Ganze war ein höchst eigenthümliches Genre-Bild, aber für den Menschenfreund doch betrübend.

Weiter ging es den mannigfachen Krümmungen der Donau entlang, welche öfters einem großen See

gleich, von den Bergen ringsum abgeschlossen erscheint. Sie fließt einige Stromschnelle, wovon die bedeutendsten Islas und Kasan (Kessel) Wirbel heißen, ruhig fort, und war sehr einsam. Auf dem ganzen Wege nach Orsova sahen wir nicht ein einziges Schiff. Auf dem österreichischen Ufer, nicht weit von Plavischovitza, liegen drei alte Thürme, „die drei Thürme", Triculä, genannt, welche Ueberbleibsel einer Befestigung aus der wilden Kriegszeit sind, man will sogar ihren Ursprung bis zur Römerzeit hinausschieben, jetzt ist in dem hart an der Donau belegenen ein Grenzwachtposten.

Schon gegen Abend erreichten wir, ebenfalls bei einem Wachtposten die berühmte Veteranische Höhle, welche besichtiget wurde. Sie liegt etwa 100 Fuß über der Donau an einer schroffen Felswand, ist als Höhle klein, denn sie mag nicht viel über 120 Fuß lang sein, aber sie hat eine prächtige wohl 60—70 Fuß hohe Wölbung und im Hintergrunde einen schönen Brunnen. Der uns in die Höhle begleitende Corporal des Wachtpostens erzählte, daß hier einst lange Zeit ein Bataillon österreichischer Soldaten den Türken Widerstand geleistet hätte, in der Wahrheit aber war es im Jahre 1692, als eine Compagnie Soldaten unter einem Hauptmann d'Arnau, welche auf Befehl des Generals Veterani hier 45 Tage die Türken zurückhielt. Nach dem Generale wurde die Höhle benannt — nicht nach dem tapfern Hauptmann! —

Ohnweit dieses Punktes wird das Thal weiter und angebauter, Maisfelder erscheinen in größerer Ausdehnung, Obstpflanzungen umgeben die Orte, an den Bergen liegen einzeln die Szallas der Hirten. Wir naheten uns Orsova, als es schon ganz dunkel war. In dem serbischen Orte Tekia jenseits der Donau brannten eine Masse Theertonnen, die Häuser am Strome waren illuminirt und Böllerschüsse schallten weithin. Es wurde dort, wie wir nachher erfuhren, irgend ein Schlachttag, welcher in der Befreiung Serbiens eine Rolle spielt, gefeiert.

Nach einem genußreichen Tage ruhten wir nun in Alt-Orsova aus, der Grenzstadt Oesterreichs gegen die Wallachei, wichtig wegen seines bedeutenden Zwischenhandels und als eine Hauptstation für die Donau-Dampfschifffahrt, denn die größeren Dampfer können bei niedrigem Wasserstande nicht weiter stromabwärts, das eiserne Thor läßt sie nicht durch. Alt-Orsova, der Sitz eines Brigade-Generals und eines Bataillons-Commandanten, hat etwa 3000 Einwohner, größtentheils Kaufleute oder beim Handel Beschäftigte und Gewerbtreibende. Mit Serbien und mit der Wallachei ist ein reger Verkehr, der Handel selbst aber deshalb schwierig, weil in jenen Ländern nur gegen baares Geld, Zwanziger oder Dukaten, gehandelt wird. Der Vertrieb der Waaren geht von hier nach Pesth. Die Haupt-Artikel sind Waitzen und Kukurutz, dann Ochsen, Büffel und Schweine, auch Sumach (Smak) zum

Gerben für feines, weiches Leder, den ebenfalls die Wallachei liefert. Im Juli werden die Blätter von dem Perücken-Sumach mit den feinen Aesten gesammelt, auf einen Haufen zum Trocknen gebracht, wird dieser dann mit Pferden so durchgetreten, daß die Masse fast staubartig wird. Von solcher Masse kosten 225 Pfd. in Orsova 8½ bis 9 Fl. Die stärkern Aeste werden zum Gelbfärben benutzt. Außerdem aber ist der Landhandel nicht unbedeutend.

Wir waren an einen serbischen, in Orsova wohnenden Kaufmann, Nicolowits empfohlen, fanden in demselben einen sehr gefälligen, wohlunterrichteten Mann, welcher besonders mit der Wallachei in Vieh und Getraide Geschäfte macht. Ich benutzte die günstige Gelegenheit, um mir Auskunft über den Viehhandel an der Donau zu verschaffen, welcher schon verdient, daß wir einige Augenblicke dabei verweilen.

Der Handel mit Horn- und Borstenvieh von Serbien und aus der Wallachei ist höchst bedeutend. Die Wallachei liefert beides, Serbien nur Schweine. Man schätzt die Einfuhr an Schweinen aus Serbien auf jährlich 300000—330000 Stück, aus der Wallachei auf 50—60000 Stück und an Ochsen aus der Moldau und Wallachei etwa 40000 Stück. Aus den letztgenannten Ländern geht der ganze Viehhandel über Orsova; aus Serbien sind die hauptsächlichsten Uebergangspunkte: Kubin, Mitrovicz und Essek. Beim Import, wo sie die österreichischen Mauthen passiren,

wird für ein Stück Hornvieh ohne Unterschied 2 fl. 31 kr. östr. W. und für ein Schwein, gleichviel ob fett oder mager 1 fl. 16 kr. gezahlt.

So bald das Vieh auf österreichischen Boden anlangt, stehen dem Händler drei Transportwege offen, um dasselbe nach Pesth zu schaffen, von wo ab es weiter nach Wien befördert wird. Er hat zwischen dem Landweg, dem Wassertransport und der Eisenbahn zu wählen.

Der Landweg geht von Orsova durch die Militairgrenze über Lugos nach Temesvar, Szegedin, Pesth, Raab nach Wien. Gewöhnlich gehen aus der Moldau und Wallachei die Treiber bis zum Endpunkte mit, seither waren es in der Regel die Leibeignen der Händler, welche bei schlechtem Lohn und schmaler Kost die weite Fußreise machen mußten. Mitunter sieht man auch einige Treiber zu Pferde bei der Herde. Die Stationen des Viehtransportes sind bestimmt, sie werden in der Regel eingehalten, so daß die Gastwirthschaften darauf eingerichtet sind, dem Viehe Unterkunft zu gewähren, wie Heu und Kukurutz zum Futter. Ein Transport fetter Schweine geht von Orsova bis Pesth 4 Wochen, Ochsen und Büffel 10 Tage weniger. Die Wege, welche die Herden einschlagen, sind dieses Gebrauchs wegen sehr breit, so daß zu beiden Seiten der Fahrstraße ein wohl 8 Klafter breiter Rasenanger läuft, worauf die Thiere gut gehen können auch einige Nahrung finden. Daher verliert das Vieh

beim Landtransport sehr wenig, mitunter bei günstigem Wetter gar nichts am Gewichte. Auch unterweges wird der Handel betrieben und es kommt nicht selten vor, daß lange, ehe die Thiere ihren eigentlichen Bestimmungsort erlangen, die ganze Herde von Speculanten aufgekauft wird. Hornvieh geht gewöhnlich bis Wien, während die Schweine selten weiter als bis Raab kommen.

Aus Serbien wurden, so lange nur der Landweg zu benutzen stand, die Schweine von österreichischen Händlern aufgekauft und hinauf geschickt, jetzt treiben die serbischen Speculanten das Geschäft meistens vermittelst der Eisenbahn bis zum Absatzpunkte auf eigne Rechnung.

Der Wassertransport wird, seit die Dampfschifffahrts-Gesellschaften den Frachtsatz ermäßiget haben, für die Schweine, sowohl von Orsova ab, wie aus Serbien am meisten benutzt. Hornvieh wird mit dem Dampfer nicht transportirt. Man hat für die Schweine eigne Schleppschiffe, in welchen sie mit Futter und Wasser leicht versehen werden können. Treiber, oft auch die Eigenthümer, begleiten die Thiere, sie haben sowohl die Berg- als Thalfahrt frei. Die kleinern Schiffe fassen 300, die größern 400 Stück. Von Orsova bis Pesth wird für ein mageres Schwein 3 fl. 70 kr. und für ein fettes 4 fl. 70 kr. gezahlt. Am Gewicht verliert das Stück nur etwa 5—6 Pfd., aber sie sind bei dem Wassertransport häufigen Verletzungen durch Beißen

ausgesetzt und das um so mehr, da die Bergfahrt in der Regel 14, oft 20 Tage dauert.

Der Eisenbahntransport hat durch die Sorgfalt, welche man von Seiten der Staatseisenbahn-Gesellschaft dem Viehtransporte widmet und durch eine Ermäßigung der Frachtsätze in der neuern Zeit sehr zugenommen. Sowohl für die Ochsen, wie für die Schweine sind eigne Waggons gebauet. Von Basiasch bis Pesth, etwa 60 Meilen wird für das magere Schwein 1 fl. 21 kr. und für das fette 3 fl. 63 kr. bezahlt, wobei die Bahn Gewähr leistet. Da indessen das Beißen der Thiere nicht zu vermeiden ist, die Händler auch häufig über Ueberladung der Waggons klagten, so hat die Eisenbahn einen eignen Tarif für einen ganzen Waggon bis Pesth gemacht; ein solcher mit 4 Rädern kostet 106 fl. 43 kr. und einen mit 8 Rädern 140 fl. 18 kr. Die Waggons sind so eingerichtet, daß die Schweine mit Wasser versehen werden können, auch werden die Thiere im Sommer vor Abgang des Zuges eingespritzt, welches auf mehreren Stationen wiederholt wird. In 17 Stunden langen die Züge in Steinbruch, der letzten Station vor Pesth, an, wo große offene Ställe (Szallas) für die Schweine gebauet sind und wo eigentlich der Handel betrieben wird. Gehen die Thiere bis Wien, so halten sie in Steinbruch nicht, der Zuggeht durch. Die Schweine verlieren bis Pesth 8 Pfd. am Gewichte, die Ochsen nichts. Bei deren Transport wird im Durchschnitt ein Ochse zu 10 Centner lebendes Gewicht gerechnet

und der Centner von Basiasch bis Pesth mit 1 fl. 1 kr. bezahlt.

Die magern Schweine kosten in Serbien einen Ducaten, sie werden nach sechswöchentlicher Fütterung nach dem Gewichte oder nach dem Preise, wie ihn eben die oberen Donau-Plätze zahlen, an österreichische Speculanten verkauft, von welchen sie dann ausgemästet zum Markte gebracht werden. Es giebt in Ungarn Handelsleute, welche jährlich 50—70,000 Schweine mager aufkaufen und in der Nähe von Pesth zum fett machen aufstellen. Der Preis in Wien schwankt zwischen 20—26 N.-Kr. das Pfund.

Die Ochsen werden nach dem Gewichte und den Wiener Preisen bezahlt von 10—15 fl. per Centner oder 50—130 fl. per Stück; in Wien kostet der Centner lebend Gewicht 19—25 fl. oder per Stück 90—180 fl.

Der Auftrieb am Schlachtviehmarkt in Wien ist per Woche im Durchschnitt zu 3000 Stück Ochsen von 400—700 Pfund per Stück anzunehmen, wovon indessen ein bedeutender Theil aus Galizien kommt. Die Zahl der aufgetriebenen Schweine schwankt wöchentlich zwischen 2—4000 Stück, welche sämmtlich Donau aufwärts kommen.

Einige Worte über die Wirthshäuser im Banate mögen hier eine Stelle finden. Auf den Dörfern kann man in einem Lande, wo so wenig gereist wird, keine Ansprüche machen, man muß eben das Wenige, was man an Speise und Trank findet, dankbar annehmen. Es giebt deren, wie überall bessere und schlechtere und man thut wohl daran, sich vorher genau danach zu erkundigen, damit man seine Tagereisen so einzurichten vermag, um doch nicht gar zu schlechte Nachtquartiere zu finden. In der Militairgrenze giebt es in der Regel in den Compagnie-Dörfern eine bessere Unterkunft. Die Wirthshäuser in der Grenze sind sämmtlich ärarisch und werden verpachtet. So ist es auch meistens im anderen Theile des Banates, nur daß sie dort dem Grundherrn gehören.

In den Städten indessen sollte man doch etwas besseres erwarten dürfen, allein man wird da gewaltig getäuscht. Abgesehen von der landesüblichen Bereitung der Speisen, wovon ich oben schon sprach, welche einem norddeutschen Gaumen nicht besonders zusagt, ist der Stoff zu denselben meistens erträglich gut, aber wahrhaft erschreckend ist die Unreinlichkeit, welche selbst in den ersten Gasthäusern herrscht. Die Zimmer, die Tischgedecke und vollens die vor Schmutz starrenden Kellner oder sonstige Bedienung sind wahrhaft ekelhaft. Reine Bettwäsche zu erlangen ist ein Kunststück, welches nur wenigen gelingt. Ich machte z. B. ein Mal eine solche, in den Augen des Banater

Wirths unerhörte, Prätension. Es wurde mir mit der größten Naivität erwiedert, man begriffe nicht, was ich wollte, es hätten doch erst fünf Personen in dem Bette geschlafen. So etwas muß man gewohnt sein, um gleichgültig dabei zu bleiben, aber man muß es, denn erreichen thut man doch mit allen anzüglichen Redensarten nichts. Ich fand hierin einen recht auffallenden Unterschied mit dem Norden, wo ich in der That, was die Reinlichkeit anbetrifft, in einem Bauernhause in Lappland mich besser befand, als im ersten Wirthshause von Orsova oder Oravicza. Hatte ich dort oft nur eine Streu, so war doch der Fußboden reiner als die Speisetische der Banater Gasthäuser und jede finnische Bauerfrau deckte stets das weißeste Leinenzeug über das Lager.

Die Preise sind überall für das was man hat und wenn man erwägt, wie billig im Banate die Lebensmittel sind, hoch, sie geben denen in unsern Mittel-Städten nichts nach, übertreffen sie eher. Zur Erklärung dieser Erscheinung mag in etwas der sehr hohe Lohn der Dienstleute und die geringen Leistungen, welche man von ihnen hat, beitragen.

VII.

Orsova. — Das eiserne Thor. — Die türkische Festung Neu-Orsova. — Besuch beim Pascha. — Fundort der ungarischen Krone. — Mehadia und die Herculesbäder. — Das Forstwesen in der Grenze. — Karansebes. — Das Eisenwerk Rußberg und seine Umgebungen. — Ueber Reschitza nach Steierdorf.

Kaum eine Stunde unterhalb Orsova liegt schon in der Wallachei das eiserne Thor und noch näher auf einer Insel in der Donau Neu-Orsova, eine türkische Festung, von den Türken Takely genannt. Beide zu besuchen wurde beschlossen und zunächst bei dem Major ein Certificat geholt, um über die Grenze kommen zu können, welches aber nur auf 24 Stunden ausgestellt werden kann. Der Major ein sehr artiger Mann, bereitwillig meine Wünsche zu erfüllen, meinte: „in der Festung werden Sie ein Bild des türkischen Reiches en miniature finden, überall Verfall und Zersetzung."

Zunächst mußten wir dicht unterhalb der Stadt auf dem Zollamte, wo sich auch die Quarantaine-Anstalten befinden, anhalten, um unsern Passirzettel für Menschen, Rosse und Wagen vorzuzeigen. Das War-

ten auf die Abfertigung gab uns Gelegenheit, die Einrichtung der Skella kennen zu lernen. Es ist dies ein von allen Seiten offenes Gebäude, durch Barrieren, welche einen etwa 6 Fuß breiten Gang einschließen, in zwei Theile getrennt. Hier werden alle Handelsgeschäfte mit den fremden Handelsleuten abgemacht. Auf der Seite nach der Donau stehen die Serben, Wallachen, Türken ꝛc. und auf der entgegengesetzten die österreichischen Kaufleute. Der mittlere Gang ist von einem Contumaz-Agenten besetzt, welcher dafür sorgt, daß diese verschiedenen Personen mit einander nicht in Berührung kommen und der zugleich die Handelsgeschäfte vermittelt. Hier waren die großen Gestalten der Serben mit ihren dunkeln ernsten Gesichtern und feurigen Augen, besonders vertreten. Alle im Nationalkostüme mit weiten blauen Hosen bis an die Kniee, eine Art Gamaschen von derselben Farbe und mit Pelz besetzte Jacken oder mit halben Pelzen bekleidet, einen rothen Feß auf dem Kopfe. Die Skella ist neutraler Boden und der wird so weit respectirt, daß, wenn ein Verbrecher, z. B. ein Pferde- oder Ochsendieb nach Serbien übertrat, er hier seine Angehörigen, ohne alle Gefahr arretirt zu werden, sprechen kann. Auf allen Mauthplätzen längs der österreichischen Grenze findet man diese Skellas.

Nachdem unser Passirzettel visirt war, erschien ein Soldat uns bis an die Grenze zu geleiten, welche etwa 10 Minuten entfernt ist. Sie wird von der

Czerna gebildet, ein aus dem Thale von Mehadia kommender Grenzstrom. Ehe man jedoch diesen erreicht, kommt man über ein Stück neutrales Gebiet, über dessen Besitz sich die Grenzmächte nicht einigen konnten, es ist mit Gestripp bewachsen und dient als Weideplatz für das von der Wallachei übergetriebene Vieh. Er war mit einer Schweineheerde, einer Heerde Ochsen und einer andern von Büffeln besetzt, welche letztere mit ihrer schwarzen Farbe, breitem Kopfe, den nach hinten zu abstehenden Hörnen und großen lebhaften Augen einen fremdartigen Anblick gewähren. Die Büffel werden weit nach Ungarn hinein als Zugthiere verkauft. Man nimmt an, daß ein Büffel wohl eine drei Mal so starke Zugkraft besitze als ein Ochse. Sie mästen sich leicht, die Büffelkühe geben wenig, aber sehr fette Milch; mit unsrem gewöhnlichen Rindviehe vermischen sie sich nicht. Nachtheile bei ihren Gebrauche sind, ihre Langsamkeit im Gange und ihre absolut nicht zu bändigende Stetigkeit bei der Hitze. Sie achten dann weder Zügel noch Peitsche und gehen unaufhaltsam durch, um ein Wasser oder einen Sumpf zu gewinnen, sich zu kühlen.

Beim Eintritt in die Wallachei mußten wir ein ziemlich bedeutendes Brückengeld bezahlen, um durch das Wasser der Czerna fahren zu dürfen, die Brücke selbst war seit mehr als einem Jahre unpassirbar. Der wallachische Wachtposten war stark besetzt, zwei Officiere, wovon der eine dicke silberne Epaulettes

trug, hatten das Commando. Die Soldaten waren ganz leidlich uniformirt, wenn ich nicht irre, grün mit roth, und breiten rothen Streifen an den Beinkleidern. Das wallachische Dorf, Sitz der Hauptmauth und eines Postamtes, machte aber nicht den Eindruck, den man nach den stattlichen Soldaten hätte erwarten können. Bauart und Einrichtung der Häuser, wie im Banate, nur alles verfallner und schmutziger. Die Wagen der Wallachen, auch die Postkarren sind ganz roh, die Räder achteckig, unbeschlagen, so wie überhaupt am ganzen Wagen nicht ein Loth Eisen ist. Ebenso einfach sind die Ackergeräthe; ein Urzustand in jeder Beziehung. Wenn man bedenkt, was das für einen Absatz für die österreichischen Eisenhütten im Banate geben würde, wenn man diesen Wallachen etwas Cultur beibrächte, wenn man sie nur lehrte, ihre Wagen zu beschlagen! — Der uns begleitende Kaufmann Nicolowits, welcher alljährlich größere Reisen in die Wallachei macht, konnte die Mühseligkeit einer Fahrt auf solchen Postkarren nicht grell genug beschreiben. Der Reisende müsse sich auf dieselben festbinden, denn man habe sonst zu fürchten herauszufliegen, weil die Postillone unvernünftig jagten und sich um ihren Passagier nicht im Geringsten kümmern. Fliegt er auf die Straße, oder bricht der Karren, es ist ihm höchst gleichgültig, er fährt fort zur Station, denn er muß die Zeit einhalten. Dort angelangt, schickt der Postmeister frische Pferde, um den verlornen

Reisenden nachzubringen. Lebensmittel muß man mit nehmen, denn mit Ausnahme der wenigen Städte, giebt es auf dem Lande sehr schmale Kost, dagegen soll die vollkommenste persönliche Sicherheit gefunden werden.

Auf einer ziemlich gut gehaltenen Straße längs der Donau, welche hier wiederum von Bergen eingeengt, doch nicht so gepreßt wird, wie oberhalb Orsova, gelangten wir nach einer kurzen Fahrt an das berühmte und viel besprochene eiserne Thor. Gemeinlich verbindet man damit ganz andere Begriffe und meint, es müssen nothwendig thorartige Felsen in der Donau stehen oder überhaupt der Strom von mächtigen Felsengebilden eingeschlossen sein. Das alles ist nicht der Fall, es liegen allerdings eine Masse Felsblöcke in dem Strome, welche sich besonders bei so niedrigem Wasserstande, wie wir ihn trafen, recht stattlich präsentirten, man hört das Brausen des Stromes von ziemlicher Entfernung und seine Bewegungen, wenn man in die Nähe kommt, sind bedeutend, aber am Ende ist es nichts weiter als eine ziemlich starke Stromschnelle. In Finland bin ich auf großen Strömen ebenso starke, wenn nicht stärkere Stromschnellen in einem kleinen Kahne, von drei kräftigen Männern fortgestoßen, hinauf und hinab gefahren, und ich zweifle nicht daran, daß ein finnischer Schiffer auch ohne Bedenken über das eiserne Thor wegfahren würde.

Aber gerade durch die Seichtheit des Stromes wird hier die Schifffahrt gehemmt, die Stromschnelle ist für große Schiffe nur bei sehr hohem Wasserstande immer aber mit einiger Gefahr wegen des Auffahrens, passirbar. Oft schon wurde daher die Sprengung einer Durchfahrt in Erwägung gezogen und während der österreichischen Besetzung der Fürstenthümer im orientalischen Kriege waren ernstliche Anstalten gemacht. Es erschien eine größere Abtheilung Pioniere, erbauten am eisernen Thore eine Art Kaserne und andere, theils massive Gebäude, machten einige Vorarbeiten, aber ohne ein einziges Bohrloch in den Felsen abgeschossen zu haben, gingen sie bald nach Abschluß des Pariser Friedens wieder zu Hause. Die Geschichte soll 400,000 fl. gekostet haben und dafür ist nichts geleistet. Der Grund, weshalb man unverrichteter Sache wieder abezogen sei, wurde uns in Orsova dahin angegeben, daß die Regierung bei Erklärung der freien Donauschifffahrt befürchtet hätte, daß nach Sprengung des eisernen Thores bei einem etwaigen Kriegsfalle die Feinde die Donau hinauffahren und so eine Diversion machen könnten, auch fürchte man eine Concurrenz anderer Völker bei dem Donauhandel. Beide Gründe erscheinen aber bei näherer Prüfung nicht stichhaltig, denn feindliche Kriegsschiffe dürften wohl durch einige Ufer-Batterien leicht abzuhalten sein und wenn fremde Kapitalien sich bei dem Donauhandel betheiligen, so erscheint das im Hinblick auf den ge-

ringen Verkehr auf dem Strome nur erwünscht. Daß man in Orsova mit Aufgebung der Sprengnng sehr unzufrieden war, bedarf kaum einer Erwähnung.

Jetzt sind die Häuser wieder abgetragen, nur die ruinenartigen Fundamente zeigen ihre Ausdehnung. Eine einsame wallachische Fischerhütte lag hier am Ufer, vorzugsweise um Wels zu fangen, von welchem in dieser Gegend viel Kaviar gemacht wird, den man von Orsova aus versendet.

Wir schlugen nun den Rückweg ein und hielten hart an der wallachischen Grenze, um nach dem einzigen Stückchen Türkei, welches die Osmanen von dem ganzen großen Länderbesitze an diesem Theile der Donau noch übrig geblieben, nach Alt-Orsova überzusetzen. Serbische Fährleute erwarteten uns mit ihrem Kahne. Er war aus einer einzigen großen Buche ausgehauen, unten ganz rund und so breit, daß zwei Menschen gut neben einander sitzen konnten. Diese Kähne heißen an der Donau wegen ihrer großen Unsicherheit „Seelentränker", und in der That verursacht der runde Kiel bei der geringsten Bewegung, welche eine oder die andere Person macht, ein so unangenehmes Schwanken, daß man stets glaubt, das Fahrzeug schlage um. Wir kamen indessen glücklich über den ziemlich breiten Arm des Stromes und betraten nach zehn Minuten türkischen Grund und Boden.

Als wir ohnweit eines Wachtpostens gelandet waren, ging einer unserer serbischen Schiffsleute, ei-

nen Soldaten zu holen. Alsbald kam ein Mann in eine blaue Jacke mit rothem Kragen und Aufschlägen, weiße leinene Hosen und Schuh und Strümpfe gekleidet, mit einem Seitengewehr versehen und auf dem Kopfe einen braunen Feß mit einer kleinen Messingplatte, welche eine Nummer und Abzeichen des Regiments enthält. Der Mann nahm unsere Passirzettel, entfernte sich damit zum Pascha, und nach eingeholter Genehmigung gab er unsern Führer durch die Festung ab. Er trug die Krimm-Medaille und sah so leidlich ordentlich aus, während die größere Masse der Soldaten, selbst der Officiere, zerlumpt, schmutzig, meist baarfuß, mit alten noch mit Feuerschloß versehenen Flinten ihren Dienst thaten.

Bei der Wanderung durch die Festung sahen wir viele Soldaten, denn der größte Theil der Bewohner besteht aus Militair, da die Besatzung 800 Mann stark sein soll. Sie waren durchweg in einem gleichen Zustande, die Officiere zum Theil nur durch zwei breite rothe Streifen an den blauen Beinkleidern zu erkennen, zum Theil gingen auch sie barfuß, wenigstens war es so bei einem Manne, welcher beim Pascha unsern Dollmetscher machte und der uns als ein Adjutant bezeichnet wurde. Er war uns von dem Pascha nachgeschickt, um uns die Erlaubniß zur Besichtigung der Moschee zu bringen, und begleitete uns später zu demselben, nahm auch ohne Bedenken einige Zwanziger als Trinkgeld. In Orsova kann man jedem

Markttag türkische Officiere sehen, welche ihre Einkäufe an Lebensmitteln u. dgl. machen, und selbst Stabsofficiere sind nicht zu stolz, um z. B. mit einem Bündel Zwiebeln auf dem Rücken, aber in voller Uniform, durch die Straßen der Stadt zu wandern.

Unser erster Gang war zum Pascha, ihm unsere Aufwartung zu machen, allein er ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen, setze Blutegel, würde uns aber später empfangen. Wir besichtigten daher die Festung und Insel. Die Werke sind von Backsteinen erbauet und sämmtlich in dem Zustande des größten Verfalls, jedoch reichlich mit alten, metallnen Kanonen und Mörser besetzt. In entsprechenden Zwischenräumen befinden sich auf den Mauern Wachtposten, wo auf einer Gallerie die Schildwache auf und ab geht. Die gewölbten Kasematten waren von türkischen Handwerkern und Soldaten bewohnt. Im Orte selbst, welcher sehr enge Gassen hat, liegen auch zum Theil die Wohnhäuser in Gärten, mit hohen hölzernen Planken umgeben. Der Hauptsammelpunkt ist der Bazar, wo die Kaufleute, meist ernste Türkengesichter mit Kaftan und Turban, ihre Waaren feil hielten, Shawls, Feße u. dergl., aber vorzüglich Tabak, Pfeifen, Zuckerwaaren, Kaffee, Parfumerien u. dergl. Der Sammelpunkt war das Kaffeehaus, eine elende Hütte mit Fenstern von Papier, worin einige kleine Glasscheiben eingeklebt waren; einige

Officiere vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel. — Ueberall viel Schmutz und viel Hunde.

Die Moschee bot nichts Besonderes dar, auf dem Wege begegneten wir mehreren türkischen Frauen, so verschleiert, daß nur die Augen sichtbar waren, alle gelb oder braun gekleidet. Als wir zwischen den Gärten hingingen, traten in eine Thüre zwei junge Mädchen von etwa zehn Jahren, begleitet von einer Magd. Sie waren unverschleiert, eine blond, die andere braun, von angenehmen Zügen. An den bloßen Füßen hatten sie Sandalen, die Nägel an denselben und an den Händen waren braun gefärbt. Ich bat das eine Kind um einige Blumen aus dem Garten, sie schickte sogleich die Magd ab, sie zu holen.

Das Interessanteste aber war der Besuch beim Pascha, welcher den Rang eines Obersten oder Brigade-Generals bekleidet. Seine Residenz, höchst einfach, verfallen wie alles in der Festung, liegt an der obersten Spitze der Insel, hat ein hohes Parterre für Stallungen und bildet ein einfaches Viereck. Um hinauf zu gelangen war ein Weg, so wie man ihn in unsern Gebirgsdörfern wohl zu den Ställen findet, Holzlager mit Pflaster der schlechtesten Art voll Löcher und Schmutz dazwischen. Vor dem Hause waren mehrere Officiere in sehr abgetragenen Uniformsstücken und auch sonst nicht ordonnanzmäßig costümirt, z. B. mit bloßen Füßen, und eine reichliche Zahl von Dienern versammelt. Nach geschehener Anmeldung geleitete man

uns über eine hölzerne Treppe mit größtentheils verfaulten Stufen in eine Vorhalle und dann in das Audienzzimmer, welches zum Theil einen erhöheten Fußboden hatte, vor welchem die Officiere und Diener ihre Pantoffeln stehen ließen. Das Zimmer, ein Eckzimmer, hatte sechs Fenster, wovon einige mit Blumen besetzt waren. Es war blau gemalt mit einer sehr unkünstlerischen Blumenkante. An den zwei Seiten nach den Fenstern hingen an Bindfaden gereiet große Birnen und in der Mitte an der Stelle des Kronleuchters eine solche von besonderer Schönheit. In der einen Ecke auf einer querüber gespannten Waschleine hatte die ganze Garderobe des Hausherrn Platz gefunden. An der einen Fensterseite befand sich ein einfacher Divan, für uns waren Rohrstühle hingesetzt. Das ganze Meublement bestand aus einem großen Tisch, welcher dicht mit Wassermelonen, Kürbissen und einer Kaffeemühle besetzt war.

Der Pascha ging uns beim Eintreten einige Schritte entgegen, winkte uns Platz zu nehmen und setzte sich auf den Divan nieder. Er war eine hohe Gestalt von etwa 50 Jahren, proportionirt gebaut, mit einem ernsten, würdevollen Angesicht, welches ein starker Schnurrbart zierte. Bekleidet mit einem langen grünen Ueberrock mit stehendem Kragen und einer Reihe Knöpfen, einem rothen Feß auf dem ungeschorenen Haupte machte er den Eindruck eines Kriegers. Nachdem ich ihm eine längere, blumenreiche Anrede,

welche erst in's Serbische und dann in's Türkische übersetzt wurde und worin ich meinen Dank für die uns ertheilte Audienz aussprach, gehalten hatte, neigte er gnädig mit einer unbeschreiblichen Grandezza seinen Kopf gegen mich und es wurde dann Kaffee, auf orientalische Weise bereitet, in den bekannten kleinen Schalen von verschiedenen braunen und schwarzen Dienern gereicht. Im Laufe der Unterhaltung erzählte er uns von seinem Kriegsleben in der russischen Campagne von 1828, zeigte uns den Plan der Festung, den er vor sich auf dem Fußboden ausbreitete, genehmigte auch meine Bitte, daß einer meiner Söhne seine Residenz abzeichnen dürfe und entließ uns dann mit Dankesworten für unsern Besuch.

Der ganze Auftritt hatte etwas sehr Eigenthümliches, in dem würdevollen Verhalten des Pascha's lag eine Einbildung seiner erhabenen Stellung, welche mit seiner Umgebung und besonders mit dem jammervollen Zustande der von ihm befehligten Truppen und der Festung selbst nicht in Einklang zu bringen war. Ich dachte an die glorreiche Geschichte, welche die Osmanen in diesen Ländern gespielt haben, und indem ich so den letzten Rest aller dieser Herrlichkeiten in diesem elenden, verfallenen Neste, besetzt mit einem Haufen zerlumpten Gesindels, erblickte, mußte ich mich der Worte erinnern, welche der österreichische Major mir in Orsova sagte. Wahrlich, wenn das ein Abbild der türkischen Zustände wirklich sein sollte,

dann kann man allerdings dem türkischen Reiche eine lange Dauer nicht mehr zutrauen. Uns wird hier abermals die Lehre gegeben, daß Barbaren, einmal mit der Civilisation christlicher Völker in Berührung gebracht, diesen Einflüssen auf die Dauer nicht widerstehen können, sie müssen die christliche Cultur annehmen oder untergehen.

Auf dem Rückwege besuchten wir den Platz, wo die Krone des heil. Stephan von Kossuth bei seinem Uebertritte in die Türkei noch auf christlicher Erde vergraben und späterhin wieder aufgefunden worden war. Er liegt einige 100 Schritte vom Wege ab, neben der österreichischen Grenzwache, und ist durch eine kleine Kapelle bezeichnet, wozu man im Wachthause den Schlüssel erhalten kann. In der Mitte derselben, genau auf der Stelle, wo die Krone gelegen, wurde eine Denktafel eingefügt, welche den Thatbestand erzählt. Als Kossuth hier die Krone vergrub, war das Ganze mit wüstem Gebüsch und einigen Bäumen bedeckt, jetzt hat man die Umgebung durch geschmackvolle Garten-Anlagen verziert.

Mit denselben Umständlichkeiten, Begleitung von Soldaten, Visitation beim Mauthamte und abermaliger Visirung unseres Passirscheins kehrten wir spät Nachmittags nach Orsova zurück.

Die Sonne war eben über die Berge empor gestiegen, auf der Donau aber lagen so dicke Nebel, daß man das gegenüberliegende serbische Ufer nicht sehen konnte, als wir, von Orsova aus dem Thale der Czerna folgend, uns nordwärts nach Mehadia wendeten. Auf dem breiten Wege, der mit verschiedenen Bäumen bepflanzt war, begegneten wir der Büffelheerde, welche wir Tages zuvor aus der Wallachei ankommen sahen. 'Weingärten, deren Stöcke mit den schönsten Trauben behängt waren, darüber mit Laubholz bewachsene Berge und im engen Thale Kukurutz, dessen Ernte begann, neben uns die lustig über die Felsen dahin eilende Czerna mit dem klaren Bergwasser, hier und da ein sauberes Dorf mit den lebendigen Zäunen, das waren die freundlichen Bilder, welche uns auf der Fahrt begleiteten. Zuweilen fanden wir in dem Flusse kleine Vorrichtungen zum Goldwaschen, denn auch er führt dieses edle Metall.

Links hart an der Straße, bei einem Dorfe, dessen Name mir entfallen ist, stehen die Ueberreste einer mächtigen Bogenspannung am Fuße eines hohen pyramidalischen Kalkfelsens. Wir zählten deren eilf, wovon die Mehrzahl, obwohl aus Backsteinen erbaut, noch ziemlich gut erhalten ist. Sie rührten „aus der Römerzeit her", sagte man uns; mir scheinen sie als Unterlager einer Wasserleitung gedient zu haben.

Das Thal steigt nach und nach bedeutend an, vor uns wurden die Berge immer höher und mit

spitzeren Felsenzacken versehen und das Thal verengte sich mehr und mehr. Wir bogen rechts ab über eine schöne Kettenbrücke, welche in dieser wilden Natur einen eigenthümlichen Contrast bildete, und betraten nun das Thal der Czerna, welche sich hier von der Bela=Reka trennt, erstere führte uns nach den Herculesbädern, letztere geht nach dem Compagnie=Ort Mehadia. Die Czerna brauste in aufeinander folgenden Caskaden uns entgegen, kaum ist in den Bergen Raum für den Weg, hohe Bäume verschließen jede Aussicht, wir gelangen an eine Mühle, dann an einige große Stallgebäude, biegen um eine Ecke auf eine andere Brücke und nun liegt mit einem Male das in den Donauländern weit bekannte und berühmte Herculesbad vor uns.

Das enge Thal gewährt kaum den Raum für zwei Reihen Häuser und für den Wildbach, an dessen Ufern die dicht mit Laubholz bewachsenen Berge sich bis zu 6000 Fuß erheben, während das Bad selbst nur 635 Fuß über dem schwarzen Meere liegt. Das Gebirge, Kalk mit einzelnen Thonschiefergängen durchsetzt, ist ganz alpin, mächtige steile und zackige nackte Felswände ragen kühn empor, auf den Vorsprüngen einzeln mit der österreichischen Schwarzkiefer besetzt, welche mit ihrer schirmartigen Baumkrone an die Pinie des Südens erinnern. Das Gebirge zeigt auch darin den Charakter der Alpen, daß Gemsen in ihm heimisch sind, auch Bären und Wölfe dort gefunden

werden. Der Bär besucht zur Herbstzeit gern die Weingärten, und erzählte man uns, daß noch vor Kurzem ganz in unmittelbarer Nähe Meister Petz einen solchen Besuch abgestattet habe.

Wunderbar schön und erhaben ist hier die Natur, desto mehr sticht das dagegen ab, was der Mensch geschaffen hat. Zu beiden Seiten einer platzartigen Straße von etwa 60 Schritt Breite stehen etwa 12 große Gebäude, fast ganz überein, im reinsten Casernenstyl erbaut. Sie enthalten die Bäder, Casernen für kranke Soldaten, Wohnungen für die Badegäste, für die Badeinspection und einige Wirthshäuser. Alles ist ärarisch nach dem strengsten Militair-Schematismus verwaltet, ein Stabsofficier leitet das Ganze und Militair-Aerzte kuriren die leidende Menschheit. Die Wirthshäuser sind verpachtet, die Vermiethung der Wohnungen, die Bäder besorgt das Bade-Commando. In der Mitte des Platzes steht eine colossale Statue des Hercules auf einem Brunnen. Ueberraschen uns auch die großen, meist dreistöckigen Gebäude, so machten sie mir doch einen unangenehmen Eindruck, sie gehören offenbar nicht in diese wilde Natur, der Contrast ist zu groß.

Das Herculesbad, auch Römerbad genannt, schon dem Alterthume bekannt, hat verschiedene heiße Schwefelquellen, denen von Aachen am nächsten stehend. Die Heilkräfte des Bades sind hochgeschätzt. Es entspringen in einer Längen-Ausdehnung von 700 Klaftern

22 mehr oder minder starke und heiße Quellen, welche zum Baden, wie zum Trinken verwendet werden. Die am wenigsten warme Quelle hat 20 Grad R., die heißeste, die Franzensquelle, 46—48 Grad R. Die Ludwigsquelle mit 34 Grad R. dient vorzugsweise für die Bäder kranker Soldaten, welche in dem gegenüberliegenden Militairspital untergebracht, durch einen unterirdischen Gang in das Badehaus gelangen. Die Wohnungen im Badehause sind meistens für Officiere bestimmt. Für die Soldaten wird in diesem Bade mit anerkennenswerther Liberalität gesorgt. Etwa 10 Minuten oberhalb des Hauptbades entspringt in einer Grotte, in welcher wir einige Skorpione fanden, die eigentliche Herculesquelle. Sie ist nicht ganz so heiß als die Franzensquelle, aber sehr reich, man sagte, daß sie in einer Stunde etwa 5000 Kubikfuß Wasser gäbe. Neben ihr sind ebenfalls Bade-Einrichtungen, die älteste Anlage. Ein wunderschöner smaragdgrüner Moosteppich hatte sich da gebildet, wo die warme Quelle in die Czerna abfloß, und üppige Zierpflanzen bedeckten diesen Platz, für welchen die Gartenkunst einiges gethan hatte.

Die Badesaison war vorüber, nur noch Officiere, welche Genesung von Wunden oder Strapazen des italienischen Feldzugs suchten, wenige Damen und einige Badegäste aus der Umgegend waren da. Im Sommer ist das Bad vorzüglich von Wallachen und Ungarn besucht, eine Musikbande spielt auf dem Platze

und es soll dann ein buntes, lebhaftes Getreibe herrschen. Das Herculesbad, in jeder Beziehung so von der Natur begünstigt, müßte einen großartigen Aufschwung nehmen, wenn das starre militairische Monopolwesen aufhörte und freie Bewegung Privatpersonen veranlaßte, hier ihre Capitalien und ihre Intelligenz zu verwenden. Gewiß ist in einem Bade ein casernenartiges Zusammenleben der Badegäste höchst unangenehm, aber kleine Privatwohnungen sind mit dem militairisch-ärarischen Wesen nicht vereinbar, und so lange das währt, wird halt Alles beim Alten bleiben.

Nachdem wir das Bad mit allen seinen Merkwürdigkeiten besehen hatten, setzten wir unsern Weg nordwärts fort, berührten zunächst Mehadia und fuhren dann durch eine eintönige Gegend bis Terregova. Von Mehadia bis den etwa 5 Meilen entfernten Stationsort Corina sieht man, so weit das Auge reicht, in einiger Entfernung von den Orten und der Straße nichts als kahle elende Hutweiden, nur den hier sehr zahlreich vertretenen Ziegen und Schafen eine spärliche Nahrung bietend. Tiefe Wasserrisse durchfurchen diese baumlosen Flächen, nur hier und da mit niedrigem Gebüsch bestockt. Ein trauriger Anblick, abermals ein warnendes Beispiel, wohin es führt, wenn die Menschen mit Unverstand den Waldschatz angreifen. Es ist aber, als ob alle solche Beispiele nichts fruchten, man handthiert mit stets gleicher Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit mit dem Wald, man denkt nicht daran, daß

ein solches Uebel krebsartig um sich greift und daß eine so großartige Entwaldung auch in diesem gesegneten Lande die nachtheiligsten Einflüsse auf das Klima und die Fruchtbarkeit des Landes äußern muß. In der That waren alle Quellen trocken und auf den Wiesen zeigten sich deutlich die nachtheiligen Folgen der Dürre. Ebenso sollen auch die über diese kahlen Flächen dahin brausenden Stürme oft arge Verwüstungen anrichten.

Diese ganze Gegend ist nur von Wallachen bewohnt und dem entsprechend spielt der Mais die Hauptrolle im Felde, nächstdem wird Viehzucht betrieben. Auf der Straße begegneten uns häufiger Grenzer, welche zum Dienste einrückten, vielfältig von ihren Weibern begleitet, welche dem Manne Gewehr und Patrontasche trugen. Sonst erscheint diese Straße, eine Haupt- und Poststraße, wenig belebt, aber gut im Stande, wie alle Straßen in der Militairgrenze.

Man hat endlich eingesehen, daß es eine Nothwendigkeit sei, dem Forstwesen in der Grenze eine gewisse Aufmerksamkeit zu widmen. Daher wurde vor etwa zwei Jahren auch das Forstgesetz vom 3. December 1852 in Ungarn, dem Banate und der Militairgrenze eingeführt. Dem entsprechend ging im vorigen Jahre eine Forstorganisation vor sich, wovon ich oben schon gesprochen habe. In dem Regimentsbezirke des wallachischen Regiments liegen 400,000 Joch Wald, in Karansebes befindet sich bei dem Regimente ein Forstmeister und in Mehadia ein Ober-

förster, unter welchem eine größere Anzahl Förster und Waldheger stehen. Die Oberbeamten haben nach den Befehlen des Regiments-Commando zu handeln, die Förster sind dem Hauptmanne untergeben, welcher auch die Forstrügen abzuurtheilen hat. Wird ein Forstfrevler zum fünften Male betroffen, erhält er Stockstreiche, die Portion schwankt von 15 bis 30 Hieben. Das Militair-Commando hat in allen forstlichen Angelegenheiten zu entscheiden, die Forstbeamten nur zu rathen und den Befehlen zu folgen, welche selbst in rein technischen Sachen ertheilt werden. Die neue Organisation, schon in dieser Beziehung unhaltbar, wird es auch in finanzieller werden. Früher kostete die ganze Forstverwaltung, die freilich, selbst was nur den Schutz des Waldes anbetraf, ganz unzulänglich war, 7000 Gulden, jetzt 65,000 Gulden, während der Brutto-Ertrag nur höchstens 45,000 Gulden ergiebt. Den bedeutenden Zuschuß wird man wahrscheinlich nicht lange zu zahlen Lust haben, wenn sich der Ertrag der Wälder nicht hebt. Die Maßregeln, welche man in dieser Beziehung ergreift, erscheinen indessen nicht glücklich gewählt zu sein. Es erzählte uns unter Anderm ein Mann, anscheinend ein Holzhändler, mit dem wir zufällig in Terregova zusammentrafen (später wurde uns die Sache auf völlig glaubwürdige Weise bestätigt), daß in den tiefer an der Donau liegenden Städten, Widdin und Rutschuk, die Klafter à 108 Kubikfuß Buchen-Brennholz 3 Ducaten kostete. Man habe nun von der Forstverwaltung

den Versuch machen wollen, sich dorthin einen Absatz zu verschaffen, und daher einige Tausend Klaftern nahe an der Donau schlagen lassen. Als Alles zur Abfahrt bereit gewesen, sei vom General-Commando aus Wien der Befehl angelangt, das Geschäft „aus politischen Gründen" nicht auszuführen, und als der Erzähler sich erboten habe, das Holz zu übernehmen, auf seine Gefahr nach den genannten Orten zu verschiffen, sei er abschläglich beschieden worden. Auf welche Weise Holzhandel und hohe Politik mit einander in Verbindung stehen, ist jedenfalls noch ein unaufgeklärtes Räthsel.

Oesterreich hat mit seiner Forstorganisation kein Glück, das Forstgesetz (3. December 1852) ist zwar gut, aber die Ausführung höchst mangelhaft. Man organisirt seit acht Jahren noch immer provisorisch, und darunter leidet das Personal und im Provisorium dauert die Waldmißhandlung fort. Es fehlt vor Allem an der richtigen Consequenz und Energie. Das beweist sehr deutlich neuerdings Tyrol. Eben hatte man dort vor wenigen Jahren (19. April 1856) eine für das Land gewiß sehr wohlthätig wirkende Forst-Organisation mit schweren Opfern in's Leben gerufen, als in diesem Jahre, anscheinend nur, um sich für den Patriotismus der Tyroler im letzten italienischen Kriege dankbar zu bezeigen, auf Andringen der bei Herstellung des alten, anerkannt verderblichen forstlichen Getriebes sehr interessirten Bevölkerung dasselbe aufgehoben, ohne daß es sich hat in's Volk einleben können,

und den Tyrolern frei gegeben wird, ihre Wälder vollends zu ruiniren. Und dort ist bereits ein forstlicher Zustand, daß man durch die fortgesetzte Waldverwüstung geradezu das Wohl der ganzen Provinz auf's Spiel setzt, sie zuverlässig ruiniren wird, wenn man die Forstfrage nicht recht bald wieder aufnimmt. Gewiß muß sich die Verwaltung des Forstwesens nach den Sitten, der Lebensart und den sonstigen Verhältnissen des Volkes richten, für welche sie gegeben wird, sonst kann sie nicht wohlthätig wirken. Wenn man aber von Seiten der Regierung sieht, daß das Gebaren mit den Wäldern wie in Tyrol geradezu zum Verderben des Volkes ausschlägt, so hat sie doch die Pflicht, das unmündige Volk vor Unheil zu bewahren. Auch hier kommen wir auf das alte Grundübel zurück. Man gebe Bildung und Aufklärung, so wird sich eine verständige und also auch achtbare öffentliche Meinung entwickeln, aber in Tyrol!? — —

Kaum giebt es einen Zweig der Staatsverwaltung, wo es beim Uebergange zu einem besseren Systeme so nothwendig wäre, die allgemeine Stimme für sich zu gewinnen, als beim Forstwesen. Die Beschränkungen, welche jeden Falls bei einer geregelten Waldwirthschaft erfolgen müssen, empfindet der Hirtenbube, das grasrupfende Mädchen, das alte Weib, welches Leseholz sammelt, oft weit härter, wie der wohlhabende Bauer, welcher Weide und Streu aus dem Walde bezieht, oder der reiche Gutsbesitzer, dem man eine

unbequeme Controle bestellt. Alle haben mehr oder minder unter einer Ordnung im Walde und unter einer pflichttreuen Aufsicht zu leiden. Daher thut man wohl, die öffentliche Stimme für sich zu gewinnen, und hieran scheint es in Oesterreich zu fehlen. Wie ganz anders löst Norwegen und Finland die Aufgabe der forstlichen Organisation. Besonders in Norwegen, wo der Bauernstand so einflußreich ist, war es sehr schwierig, die alten Vorurtheile zu bekämpfen. Aber durch Consequenz und Belehrung hat man es zum Wohle des Volkes durchgesetzt, daß die forstliche Verbesserung populär wurde; freilich ist der freie norwegische Bauer weit gebildeter, als der unwissende Banater oder der bigotte Tyroler, und darin liegt das richtige Verständniß des Unterschiedes. Man organisirt in Norwegen und giebt Gesetze, nachdem man die öffentliche Meinung für die Sache des forstlichen Fortschrittes gewonnen und sich ein ausführendes Personal herangebildet hat. In Oesterreich fängt man mit der Gesetzgebung an, wozu in der Volksmeinung der Boden und in dem Personale die Kräfte fehlen. Das Gesetz bleibt daher mehr oder minder ein bedrucktes Blatt Papier und die Unwirthschaft im Walde geht ihren Gang fort.

Hier in der Militairgrenze hat das General-Commando in Wien die Organisation ohne Weiteres decretirt; ob sie bei deren Ausarbeitung technischen Beirath hatte, ist mir nach dem, was ich darüber hörte, mehr als zweifelhaft. So hat man unter an-

dern auch befohlen, daß in diesen Wäldern eine Vermessung, Taxation und Forsteinrichtung gemacht werde, wobei der „Wirthschafts-Beamte", d. h. der Hauptmann, eine thätige Rolle mitzuspielen habe. Diese forstlichen Arbeiten gehören zu den schwierigsten des Faches und erfordern durchaus tüchtige technische Kenntnisse. Nun bilden sich zwar viele Menschen, welche zufällig gesehen haben, wie ein Baum gepflanzt, abgehauen und verkauft wird, ein, daß sie Forstleute seien, oder doch so viel vom Forstwesen verständen, um auch dabei mitsprechen zu können. Tritt eine solche Einbildung nun bei den betreffenden Officieren hervor, so wird das Geschäft schwerlich gut ausgeführt werden, es wird jeden Falls den Forstleuten die Sache unnöthig erschwert.

Aber auch abgesehen hiervon zeigt schon die Anordnung in den Militairgrenzwaldungen mit einer speciellen Forstvermessung, Taxation und Entwerfen eines Betriebsplanes vorzugehen, wenig wahre Einsicht von der Sache. Was in aller Welt kann in einem Walde, der zum großen Theile noch aus Urwald besteht und äußerst geringen Absatz hat, eine specielle Forstvermessung und Abschätzung helfen oder nützen. Man beschreibt eine Menge Papier, macht die schönsten Pläne, aber man kann nicht darnach wirthschaften. Allerdings soll man sich auch bei solchen Wäldern eine Uebersicht verschaffen, aber nur so weit man sie braucht, Detaills braucht man nicht bei einer extensiven Wirthschaft,

und einen genauen Abgabesatz für Wälder berechnen zu wollen, wo noch viele tausende von Klaftern verfaulen, gränzt an das Unbegreifliche. Das Alles soll aber nach der Instruction geschafft werden; sie ist genau dieselbe, wie für die übrigen Reichsforste, nur militairisch zugeschnitten. Hat aber der Officier, welcher bei dem General-Commando die betreffende Verfügung niederschrieb, wohl daran gedacht, was die Ausführung kosten werde? Ich glaube das schwerlich, er würde sich sonst doch wohl etwas besonnen haben. Immer aber bleibt es eine der ersten staatswirthschaftlichen Regeln, die Kosten mit dem zu erreichenden Zwecke in ein richtiges Verhältniß zu bringen. In dem vorliegenden Falle könnten diese Summen gewiß besser angewendet werden, nämlich zur Förderung des Absatzes aus dem Walde. Das kann geschehen durch Anlegung guter Waldwege, Verbesserung der Floßstraßen und Anlegung von Riesen und derartigen Beförderungsmitteln des leichtern Ausbringens des Holzes aus dem Walde, ferner durch Aufsuchung von Absatzwegen, namentlich an der Donau, und durch Beförderung der bereits vorhandenen Industrie und Erweckung neuer. Dadurch wird man das Nothwendigste erreichen, einen besseren Absatz und eine höhere Rente der Wälder; ist das wirklich erreicht, dann erst kann von specieller Vermessung u. dgl. m. die Rede sein.

Es ist dieses abermals ein Beleg, wohin die Consequenzen der Centralisation führen und was für

wichtige volkswirthschaftliche Interessen auf das Spiel gesetzt werden, wenn Personen technische Fragen zu entscheiden haben, welche nichts von der Sache verstehen. Damit will ich für diese keinen Vorwurf aussprechen, denn einer kann nicht Alles, und es kann Jemand ein sehr guter General oder Obrist sein und doch ein recht schlechter Forstmann.

In der Grenze wurde und wird noch jetzt ziemlich viel Wald auf Abstockung verkauft. Man weist dem Käufer eine gewisse Fläche an und vereinbart die Jahre, welche er darin wirthschaften darf, wie es in seinem Interesse am Angemessensten ist. Früher bekümmerte man sich nicht darum, ob etwas für den Nachwuchs gethan wurde, die gütige Natur hatte alles allein zu besorgen, jetzt verlangt man mehr, ja es sollen die Waldkäufer cultiviren. Nun aber ist der größte Theil dieser Wälder mit Rothbuchen im Gemisch mit Ahorn, Eschen, Ulmen, Birken und Weißtannen bestockt, und es möchte hier, bei einer nur irgend vernünftigen Wirthschaft der Nachwuchs durch Samenschläge sicher zu erzielen sein. Wozu da eine Cultur verlangen? Es kommt doch nur darauf an, daß die abgeholzte Fläche wieder Holz trägt, ob der Bestand einige Jahre früher oder später vollwüchsig wird, das bedeutet hier nichts. Meiner Ansicht nach wäre eine Bestimmung, daß beim Abholzen eine angemessene Anzahl Samenbäume, von passenden Holzarten gewählt, stehen bleibe bis die Besamung erfolgte,

und daß die Schläge von der Viehhutung verschont werden, völlig genügen. Sieht die Forstverwaltung der Grenze darauf, so wird der Nachwuchs sicher erfolgen, wovon man sich im Walde überzeugen kann. Weshalb also dem Käufer Kosten ansinnen, wodurch nur der für einen solchen Waldtheil zu zahlende Preis sinken muß.

Der Preis für ein Joch abzustockender Wald schwankt zwischen 16 und 35 Fl. und man schätzt in dem Urwalde 80—120 Klftr. per Joch. Zum Holzschlagen läßt man häufig Italiener und Oberkrainer kommen, welche für geschickte Holzknechte gelten. Für die Klafter wird 1 Fl. Schlägerlohn bezahlt; aus den Grenzwaldungen nach Siebenbürgen zu kostet die Klafter bis Karansebes 3 Fl. im Transporte und auf dem dortigen Markte wird die Klafter Buchenholz mit 6 Fl. 30 Kr. österr. Währ. bezahlt. So erzählte uns der Holzhändler, den wir in Terregova trafen.

Bald hinter diesem Stationsorte gelangt man in das Thal der Temes, hier schon ein stattlicher Waldstrom, obwohl er nicht weit aus dem Gebirge kommt. Der Weinbau hört schon vor Terregova auf, man bemerkt die Nähe des Hochgebirges in der rauheren Lage. Die südliche Vegetation im Walde verschwindet nach und nach, Glimmerschiefer tritt an die

Stelle des Kalkes, Wiesenbau wird in den Thalhängen vorherrschend und neben diesem wird in einigen Dorfschaften mehr Waitzen gebaut. Das sind böhmische Orte, sie zeichnen sich durch einen besseren Ackerbau vortheilhaft aus. Selbst unserem wallachischen Kutscher fiel dieser bessere Zustand auf, als wir in einem solchen Dorfe hielten, um Hafer für unsere Pferde zu kaufen. Ueberhaupt ist diese Gegend wohl bebaut, überall ragten weiße Kirchen aus dem dunklen Grün der Obstbäume hervor, die weißen Häuser mit den kleinen Gärtchen daneben zeigen eine gewisse Nettigkeit und es breitet sich eine Art Wohlhäbigkeit über das Ganze aus. An den Wegen findet man viele hohe und starke Kirschbäume. Von der Station Slatina an öffnet sich das Thal, man tritt in eine weite Thalebene, welche sich nach Karansebes erstreckt und von da bei Lugos sich der großen nördlichen Banater Ebene anschließt. Vor uns im Osten und Nordosten entwickelte sich das siebenbürgische Grenzgebirge in der ganzen Pracht eines schönen sonnigen Morgens. Es war Sonntag, je mehr wir uns der Stadt näherten, desto mehr geputzte Wallachen begegneten uns auf ihrem Kirchgange. Aber auch wallachische Viehtreiber mit großen Ochsen- und Büffelheerden und ganz wild aussehende siebenbürgischen Bergwallachen mit hohen zotteligen Pelzmützen, Schafheerden treibend, belebten die Straße.

Karansebes, die Regimentsstadt mit etwa 4000 Einwohnern, hat in der Ebene, an der Temes,

etwa 5 Stunden vom Gebirge ab, eine milde, freundliche Lage. Sie ist nett gebauet, doch nicht so regelmäßig wie Weißkirchen, aber wohl noch mehr, wie dieses eine reine Militairstadt. Man sieht fast nur Soldaten und viele Officiere. Es ist hier ebenfalls ein Militair-Erziehungshaus, dessen Leistungen gerühmt werden, besonders wird auf Mathematik gehalten, weshalb auch für die technischen Waffen viele tüchtige Officiere daraus hervorgehen sollen.

Nach einer kurzen Rast wendeten wir uns wieder dem Gebirge zu, um das große Eisen-Hüttenwerk Rußberg hart an der siebenbürgischen Grenze zu besuchen, welches in einem engen Thale umgeben von mächtigen, schön bewaldeten Bergen liegt. Rußberg gehörte bis vor einigen Jahren einer Familie Hofmann, jetzt ist es im Besitze der Fürsten von Fürstenberg und des Baron Louis von Haber aus Wien. In der Gesellschaft dieses fein gebildeten und kenntnißreichen Mannes, seines liebenswürdigen Sohnes und der Familie des Directors der Werke, brachten wir einige angenehme und lehrreiche Tage zu. Wir hatten große Pläne von einer Gemsjagd und Alpentour, allein der strömende Regen und dicke Nebel zwang uns in niedrigeren Regionen zu bleiben.

Rußberg lang gestreckt in einem engen Thale, ist von Wallachen und Deutschen bewohnt, auch einige Zigeuner haben sich hier festgesetzt. Sie leben sämmtlich von Berg-, Hütten- und Waldarbeit. Die Werke,

welche in einem ziemlich verfallenen Zustande von der neuen Gesellschaft übernommen worden sind, so daß gegenwärtig überall große Bauthätigkeit herrschte, liegen außer in Rußberg noch an drei verschiedenen Punkten. Im Thale hinauf etwa eine Stunde weit ist eine Hohofenhütte mit zwei neuen Oefen und eine große Gießerei, sie heißt Ruskitza. Dann übersteigt man die Höhe von Teu-urssu, ein Paß von 3000 Fuß, mitten im mächtigsten Urwalde belegen. Hier war es, wo Bem im Jahre 1849 von allen Seiten gedrängt, nur noch von wenig Getreuen begleitet, das Gebirge überschritt, um in die Wallachei zu entkommen. Auf dem Kamme tritt man aus der Militairgrenze in das Provinziale, in das Bezirksamt Lugos über, fährt auf einem guten, von der Hüttenadministration gebauten Wege in das Thal von Lunkany hinab, wo sich nebst einer entschlafenen Wasserheilanstalt, welche in großem Umfange angelegt war, ein zu den Rußberger Werken gehörender Hohofen im Gange befindet. In Rußberg selbst sind mehrere Frischfeuer, die Magazine, der Hauptsitz der Beamten und endlich ist auf dem Wege nach Karansebes zu Ferdinandsdorf noch eine große Walzhütte, Frischfeuer und dgl. belegen.

Das Erz, welches größtentheils in der nähern Umgegend der Hohöfen gewonnen wird, ist vorzüglich rother und gelber Thoneisenstein und Glaskopf. — Früher wurden hier auch silberreicher Bleiglanz ge-

wonnen und in einer Silberhütte zu Gute gemacht, allein die Ergiebigkeit der Gruben hat nachgelassen und sie sind eingestellt. Die Gebirgsarten sind sehr wechselnd, Urkalk, oft ganz marmorartig, ferner Gneus und Glimmerschiefer, bilden die Hauptformation. Die Berge, steil, scharf begrenzt, sind schön gruppirt und steigen zum kahlen Gemsgebirge bis zu mehr als 7000 Fuß hinan. Die Thäler bilden enge und tiefe Einschnitte.

Der Betrieb sammtlicher Werke ist auf Holzkohlen eingerichtet, welche theils in den zu der Besitzung gehörigen großen Wäldern, theils in den von dem Regiments-Commando in Karansebes auf Abstockung gekauften Wäldern dargestellt werden. Die Hauptholzart ist Rothbuche, ihr beigemischt sind Ulme, Esche, der Bergahorn, Birke, und, jedoch erst von 2500 Fuß Berghöhe, die Weißtanne. In den Thälern trifft man außer verschiedenen Weiden noch die Schwarz- wie Weißerle. Die ganze Waldvegetation ist kräftig, man sieht namentlich Buchen von einer Höhe und Stärke, wie sie aus unsern Wäldern längst geschwunden sind, genauere Untersuchungen über die Wachsthumsverhältnisse anzustellen, gestattete indessen das schlechte Wetter nicht. Zu unserm nicht geringen Erstaunen trafen wir unter den Köhlerleuten eine Anzahl Schwarzwälder, welche die Wallachen anlernen sollen. Die Leute waren zufrieden, nur von meinem Vorschlage, sich mit einer hübschen Wallachin

zu verheirathen, wollte ein junger Köhlermeister nichts hören. Ueberhaupt wird viel für Verbesserung der Köhlerei gethan. Herr von Haber hat zu dem Zwecke einen tüchtigen Mann als Forstinspector, ebenfalls vom Schwarzwalde, engagirt und es wird auf diese Weise bald die Holz verschwenderische slavische Verkohlungs-Methode einer rationelleren Platz machen.

Schon in Lunkany hatten wir gehört, daß die Gegend durch eine starke Räuberbande unsicher gemacht werde, welche in den großen Wäldern der Umgegend sich umhertrieben, in welcher noch so ein echter Tummelplatz für das Räuberunwesen ist, aber ohne die Romantik, womit dasselbe bei uns geschmückt wird. Hier tritt man ihnen in der Nüchternheit der nackten Raubsucht und Grausamkeit feiger Wallachen entgegen. Auf dem Rückwege nach Rußberg begegneten wir einem militairischen Streifcommando von etwa 50 Mann mit einem Officier an der Spitze, welche der Bande, die auf 44 Köpfe angegeben wurde, nachsetzen wollten. Im Allgemeinen hüten sich die Räuber vor der Grenze, sie fürchten die Energie der Militairbehörden und die rasche Justiz, denn auch hier hörte ich die Ordnung in der Grenze und den befriedigenden Geschäftsgang im Vergleich mit der Unwirthschaft im Provinziale nur loben.

So wohl es uns in Rußberg auch war, so mußte doch an den Abschied gedacht werden. Als wir auf dem Rückwege Karansebes verließen, begann das

Gewölk sich zu zertheilen und gegen Abend konnten wir die reizende Aussicht auf das Gebirge im vollen Maße genießen. Schnee bemerkten wir in Masse, er war aber frisch gefallen, denn acht Tage später, wo ich abermals einen Blick auf dieses Gebirge thun konnte, war nichts mehr davon zu sehen. Nackte Felsen mit dem, selbst von weiter Ferne deutlich sichtbaren dunkeln Gürtel der Krummholzkiefer, aber keine Schneeberge begrenzten den Horizont.

Wir hatten von Karansebes eine westliche Richtung nach Reschitza zu eingeschlagen und bemerkten bald an den äußerst schlechten Wegen, daß wir die Grenze verlassen und den Bezirk des Kreisamtes Lugos betreten hatten. Der Unterschied ist zu groß und mögen die Gründe sein, welche sie wollen, so erscheint es unverantwortlich. Ohne meine scharfen Augen hätten wir auf der Kreisstraße in dem Dorfe Ezeres am Abend dieses Tages wahrscheinlich den Hals gebrochen. Mitten auf der Straße war eine Brücke fortgerissen, ohne eine Barriere oder dergl. lag der Abgrund offen da und wir waren schon ganz dicht davor, als meine alten Jägeraugen denselben entdeckten. Das war eine Kreisstraße, sie führt von Oravicza nach Lugos und der Kreis muß sie erhalten. Der Fall aber war nicht vereinzelt, denn am folgenden Tage sahen wir auf derselben Straße noch 4 oder 5 fortgerissene Brücken, wo man durch schlechte Furthen der Waldbäche fahren mußte. Die Ruinen aber

lagen schon über Jahr und Tag, man erzählte uns, daß alle diese Brücken im Sommer 1858 fortgerissen seien. Und beim Kreisamte in Lugos ist ein eigner Straßenbaubeamter angestellt! — —

Die Gegend, welche wir durchreisten, war ein fruchtbares Hügelland, wohlangebauet, wenn auch die Landwirthschaft eben nicht den neuern Fortschritten entsprechend betrieben zu werden scheint. Es ist ein reiches Land und die Vorstellung, welche man sich gewöhnlich davon zu machen pflegt — wild und wüst — trifft durchaus nicht zu. In der That findet man in diesem abgelegenen Winkel viele Dörfer, die weit netter und ordentlicher aussehen als manche an den großen Straßen in Böhmen.

In Reschitza wurde ein längerer Halt gemacht, um dieses schöne Werk gründlich zu besehen, ich habe davon schon früher gesprochen. Wir gingen darauf nach Steierdorf zurück, womit diese genuß- und lehrreiche Rundreise beschlossen wurde.

VIII.

Wald und Jagd. — Eine Rehjagd. — Der Urwald. — Nach Franzdorf. — Das Besteigen des Muntje Semenik. — Die Adlerquelle. — Die Wirthschaftsführung in den Franzdorfer und Krassovaer Revieren. — Die Köhlerei. — Krassova und die Bulgaren.

Außer den Wäldern in der Militairgrenze hat das Banat nur noch einen Hauptwaldstock in dem Besitze der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, die übrigen Wälder sind ganz unbedeutend. Ich werde hier vorzugsweise nur von den gesellschaftlichen Wäldern sprechen, da ich diese mehr zu sehen Gelegenheit fand. Der geneigte Leser braucht indessen nicht zu fürchten, durch eine regelrechte forstliche Beschreibung gelangweilt zu werden, das liegt nicht im Zwecke dieser Schrift, ich werde mich bemühen ein Bild vom Walde und so weit ich es kann, von der Wirthschaft zu geben, ohne jedoch die andern Gegenstände, welche bei meinen Wanderungen vorkamen, von der Hand zu weisen.

Die Forsten der Gesellschaft sind, wie ich früher schon bemerkte 156604 Joch groß mit 14879 Joch unbestockter Fläche. Durchgehends Gebirgsforsten, stocken

sie in der Hauptsache auf Kalk. Den Hauptbestand bildet die Rothbuche, neben ihr verdienen die Zerreiche und Stieleiche, die Ahorne, Esche, Ulme, Linden, Weißbuche, Birken, Erlen und vielen andern Baum- und Straucharten von untergeordneter Wichtigkeit und von den Nadelhölzern nur die Weißtanne, genannt zu werden. Zusammenhängende größere Bestände bildet nur die Buche, wenn ich einen Eichenbestand von etwa 800 Joch, den ich bei Neu-Moldova sah, ausnehme. Er war von der Stiel- und Zerreiche gebildet und hatte im Allgemeinen einen so guten Wuchs nicht, als ich mir gedacht hatte, besonders erfüllte die Zerreiche bei näherer Bekanntschaft meine Erwartungen nicht. Die Waldvegetation ist sehr reich. Bei einer Excursion in den Moldovaer Wäldern zählte ich 52 verschiedene Baum- und Straucharten, während an dem, wegen seiner mannigfaltigen Vegetation bekannten Basaltberge Milleschau bei Teplitz nur deren 38 aufgefunden wurden. Dabei überall eine üppige Entwickelung der einzelnen Individuen, in reicher Krone, vollen Blättern, hohen, glatten Stämmen, so bedarf es keiner lebhaften Einbildungskraft, um sich die Mannigfaltigkeit und Pracht dieser Wälder auszumalen. Die Berge, schön gewölbt, wie ein grünes bewegtes Meer durch die welligen über einander gruppirten Baumkronen, wechseln anmuthig mit tiefen Thälern, in welchen man die versteckt liegenden Orte wohl ahndet, aber nicht sieht. Dann fesselt unser Auge eine lange grüne Wand an einem Thalgehänge,

aus dem einzelne Felsen hervorstehen, schroffe Hänge, oder Hochebene. Wo man eine Umsicht hat, giebt es ein Waldbild, wie man selten sieht, nichts als Berge und Bäume, während die Fernsichten in die Banater Ebenen zu unsern Füßen ein liebliches Bild der menschlichen Betriebsamkeit entrollt. Das Gebirge wäre wunderschön, wenn es mehr Wasser hätte.

Wie so ganz anders zeigt sich doch der lustige, bewegliche Laubwald gegen den düstern, starren und steifen Nadelwald und ebenso verschieden ist der Eindruck, den wir dadurch auf unser Gemüth empfangen. Niemand kann sich dieser Einwirkung entziehen, wenn er sich derselben auch nicht bewußt wird, denn Gott spricht durch die Natur mächtig zu unseren Herzen. Wo ich noch war, fand ich eine Uebereinstimmung des Volkes mit dem Walde, nur hier nicht unter den Wallachen. Nadelwald stimmt die Menschen ernst, die Sagen, die Lieder tragen diesen Charakter, wogegen der Bursch oder das Mädel, im Laubwalde erwachsen, eine fröhliche Melodie singt und lustige Schwänke erzählt, aber der Wallach ist ernst in Lied, im Tanze und seinem ganzen Auftreten. Ist hier wohl die Macht der Knechtung größer, als die der Natur? —

Voll geschlossen stellt sich uns der Wald dar, wenn auch nicht forstlich vollkommen, wo wir ihn fern von den Orten besuchen, in der Nähe derselben dagegen sehen wir die Eingriffe der Menschen, mehr aber noch deren Unverstand an den vielen kahlen elenden Hut=

weiden, welche ich auf meiner Reise schon öfter erwähnt habe. Es ist eine Geschichte aus der ärarischen Zeit, wie sie schon viel da gewesen ist und noch wiederkehrt. Zum Nutz oder Frommen der Leute, welche aus der Geschichte was lernen, werde ich sie erzählen.

Es war ein Mal ein wohl angesehener Forstmann — der Name thut nichts zur Sache — Oberwaldmeister im Banate. Der Mann hatte davon gehört oder gelesen, daß es für den Wald sehr wohlthätig sei, wenn keine Ochsen, Ziegen und anderes zahmes Vieh im Walde weidete, und hatte nichts eiligeres zu thun, als dieser Idee im Banate Eingang zu verschaffen. Es wurde also jeder Gemeinde eine große Waldfläche zur Viehweide übergeben, sonst aber mußten die Thiere den Wald meiden. Die Folge davon war ganz natürlich die, daß die Weidefläche bald kahl wurde, im günstigsten Falle mit elendem Angerrasen bewachsen, dem Viehe dürftige Nahrung gewährend, vielfach aber in von Wasserrissen durchfurchtete öde Hänge verwandelt wurden. So liegen sie nun viel im Banate umher, unsere Augen beleidigend und Zeugniß gebend, wohin ein mißverstandner Lehrsatz führt, während bei der Ueppigkeit der Gras- und Kräuter-Vegetation, im Walde viel Vieh weiden könnte, ohne wesentlichen Nachtheil zu thun. Man schließt so oft von den augenscheinlichen Nachtheilen, welche durch unbeschränkte Waldhute entstehen auf die Schädlichkeit derselben überhaupt und macht dabei jedenfalls einen nationalökonomischen Fehlschluß. Allerdings wird die

Waldweide immer einige Nachtheile mit sich führen, allein bei einer entsprechenden Schonung der Jungwüchse und einer sachgemäßen Regelung des Weideganges überhaupt, wird der Vortheil den Nachtheil überall da überwiegen, wo der Natur der Oertlichkeit nach Weidegang geboten ist. Und das findet mehr oder minder in allen Gebirgsgegenden statt. Dort halte ich die Regulirung der Waldweide, wie solche das österreichische Gesetz vorschreibt für geboten, nicht aber die Ablösung, noch weniger die Abtretung vom Forstgrund, weil das in der Regel so beklagenswerthe Folgen hat, wie wir im Banate sahen.

Eine Waldwirthschaft auf rationelle Grundlagen basirt, wurde zur Zeit der kaiserlichen Verwaltung nicht geführt, wenigstens sieht man im Walde nicht eine Spur davon, denn die Durchhiebe, welche gemacht sind (Schneißen) lassen nicht begreifen, was man für einen Sinn damit verbunden hat. Man hauete eben da, wo man es für gut fand, ohne einen erkennbaren Plan, eine Plänter- oder Plünderwirthschaft, wie es die Bedürfnisse der Werke und Bewohner mit sich brachten. Deshalb sieht man auch sehr wenige geschlossene Jungwüchse, wohl aber eine große Masse Urwald oder Urwald ähnliche Bestände, wo junge und alte, faule und gesunde Bäume bunt durcheinander stehen. Ein Wald, wo noch große Schätze aufgespart sind, aber auch große Massen verloren werden, durch Lagerholz, Faulwerden der alten Stämme und durch

nicht entsprechenden Zuwachs des gesunden Holzes. Man sieht, daß es im Ganzen an Absatz fehlt, wenn auch die Wälder, welche den Holzkohlen consumirenden Hütten näher liegen, eine reichliche Abgabe zu tragen haben werden, wenn der Betrieb so schwunghaft fortgesetzt wird, als jetzt. Aber es fehlt im Innern des Waldes auch an nur einigermaßen guten Wegen, und doch sind sie für den Verkehr mit Holz eine unbedingte Nothwendigkeit.

Die gegenwärtige gesellschaftliche Forst-Verwaltung ist bemühet, manches zu bessern, ob sie in der Ergreifung der geeigneten Mittel immer ganz glücklich war, darüber werden wir später noch einiges sagen. Das Oberforstamt in Oravicza mit einem Oberforstmeister an der Spitze, verwaltet die Forsten und Domänen des ganzen Besitzes. Letztere sind meistens verpachtet und von den vielen und großen Wiesen wird das Gras verkauft. Das Oberforstamt hat 5 Abtheilungen, das Secretäriat mit 2 Beamten, die Buchhaltung mit 3, die Betriebsleitung mit 3—4, die Bauleitung mit 5 und die Vermessung mit 4 Beamten und einem Zeichner. Außerdem sind dem Oberforstmeister noch ein Rechtsconsulent, ein Forstingenieur und einige Eleven zugetheilt. Jedenfalls ein reichliches Personal, welches auf etwas viel Schreiberei schließen läßt.

Das Oberforstamt, insbesondere der Chef, hat die Leitung des Betriebes und dem entsprechend die örtliche Controle. Für die Betriebsführung sind 9

Forstämter errichtet, welchen ein Forstverwalter vorsteht und bei dem der Forstcontroleur die Rechnungs-Geschäfte besorgt. Unter dieselben stehen die Förster, Forstwarthe, Waldaufseher und sonstiges Schutzpersonal. Aus der Zahl der Waldaufseher werden die Kohlungs- und Fuhraufseher genommen. Das Beamten-Personal, sowie ein Theil der Schutzmannschaft sind, mit wenigen Ausnahmen, beritten. Gegenwärtig beschäftiget man sich mit der Vermessung der Forsten und Entwerfen von Betriebsplänen. Anerkennenswerth ist es, daß die Central-Direction bei den Forstämtern metereologische Stationen errichtet und diese mit Barometer, Thermometer und Regenmesser versehen hat. Ob diese mit andern metereologischen Stationen in Verbindung stehen, weiß ich nicht, jeden Falls wär es aber für die Wissenschaft wünschenswerth.

Begleiten mich die Leser nun in den Wald und zur Jagd.

Am frühen Morgen eines heiteren Herbsttages brachen wir von Steierdorf auf, um einige Tage ganz dem Walde zu leben, zunächst mit einer Jagd zu beginnen. Wir waren 14 Personen, alle zu Pferde mit einer Anzahl Hunden. Unser Weg führte uns bald in einen mächtigen Urwald, Buchen von 150 Fuß Höhe bis 6 Fuß Durchmesser waren nicht selten. Wir ritten lustig weiter, immer bergan, immer im alten Walde fort, oft mußten unsere kleinen Gebirgspferde über umgefallne, faule Stämme setzen, dann sich durch dichtes

Gebüsch, durchrankt mit Brombeern, eine Bahn brechen. So kamen wir allmälig auf eine Bergebene an der Militairgrenze, wo in dieser mit zuvor eingeholter Erlaubniß der erste Trieb gemacht werden sollte. Es galt vorzüglich Rehe, allein es waren in der Nähe einige Bären gespürt worden und so hatten wir uns vorsorglich auch mit Kugeln versehen.

Das Wild ist in diesem Theile der Banater Wälder nicht häufig. Rehe, Hasen und Gemsen, letztere auf dem Hochgebirge in der Grenze, sind die einzigen nutzbaren Haarwildarten. Rothwild gab es vor 1848 in der Grenze nicht selten, allein die moderne Jagdbehandlung hat es ganz ausgerottet. An Vogelwild findet man Haselhühner, Feldhühner, Wachteln, Schnepfen, diese an manchen Orten sehr viele, so erzählt man uns, daß bei Karansebes in einer mit Buschholz bewachsenen Niederung wohl 50 bis 60 dieser Langschnäbel in einem Tage erlegt würden. In den sumpfigen Niederungen an der Donau giebt es Bekkasinen und Wasservögel aller Art in großer Menge. Drosseln und andere Singvögel beleben den Wald, am reichsten sind aber die Raubvögel vertreten, vom mächtigen Steinadler und vom Aasgeier bis zum Sperber, keiner fehlt. Auch die Raubthiere erfreuen sich im Schutze dieser Wälder ihres Lebens. Der Bär und Wolf, selten der Luchs, sind stets zu treffen, besonders der freche Wolf thut manchen Schaden. Bei einer Excursion in Moldova hörten wir einige Schüsse, natürlich ritten wir darauf

zu und trafen an der Grenze einige wallachische Schafhirten, welche eben auf einen Wolf gefeuert hatten, welcher sich am hellen Tage einen Hammelbraten hatte holen wollen. Ich selbst spürte und zwar zum ersten Male in meinem Leben, obwohl ich häufiger in wolfreichen Ländern gewesen war, am zweiten Tage dieser Tour, dicht bei Franzdorf einen mächtigen Wolf, welcher frisch über den Weg gewechselt war. Das kleine Raubzeug, wie Füchse, Marder aller Art, Iltis, Wiesel, Fischotter und Grimbart oder Dachs, sind in ziemlicher Zahl vorhanden.

Man jagt im Walde stets mit Hunden, einer Art Bracken oder hochbeinigen Dachshunden. Wo man Wild vermuthet werden sie abgekoppelt und die Jäger stellen sich entweder auf die bekannten Wechsel an, oder folgen der Jagd. Wer dabei am schnellsten ist, trägt gewöhnlich die Beute davon. Auf dem Felde wird auch der Hühnerhund verwendet. — Die Wölfe erlegt man meistens auf dem Anstande oder kreist sie bei frischem Schnee ein, was nicht selten mit Erfolg belohnt wird. Die Verminderung der schädlichen Raubvögel geschieht häufig auf der Krähenhütte. Für alles Raubzeug wird von der Gesellschaft Schießgeld gezahlt.

Doch nun zu unsrer Jagd zurück. Wir koppelten die Pferde zusammen, stellten uns an, die Hunde jagten und ein Rehbock war die Beute. Nun aber kam ein Intermezzo. Als der glückliche Schütze mit seinem Bock auf dem Rücken zur übrigen Jagdgesellschaft gehen

wollte, kam ein Waldaufseher von der Grenze, und wollte nicht nur unsre Beute, sondern auch das Gewehr des Jägers, eines steierschen Waldaufsehers, haben. Darüber entspann sich ein heftiger Wortwechsel, es machten einige von unserer Seite noch dazu gekommene Waldaufseher dem Mann begreiflich, daß es unklug sei, mit Mehren anbinden zu wollen „und das mit Steierer, sagte der Mann, die werden doch ihre Gewehre nicht sogleich abgeben!" Es kam so weit, daß der Grenzer sein Gewehr anschlug, allein die Thorheit eines solchen Unternehmens wurde ihm eben handgreiflich beigebracht, als der Förster, unser Jagdgeber, dazu kam und den Streit schlichtete, indem er den Grenzer, welcher sagte, daß sein Förster ganz in der Nähe sei, auftrug, diesen seine Einladung zu einem Waldfrühstück zu überbringen. Wir behielten unsern Rehbock und jagten weiter, machten noch einige Treiben, erlegten nichts und wendeten uns dann zu einem der wichtigsten Jagdgeschäfte, dem Frühstücken.

Ehe wir jedoch zu dem bestimmten Platze gelangten, hatte ich noch Gelegenheit, eine forstliche Operation zu betrachten, wie ich sie noch niemals gesehen auch nicht geahndet hatte, daß so etwas im Gebiete meines Faches vorkommen könne. Es fehlt im ganzen Banate an Nadelholz, denn die Tanne ist nicht so häufig, daß dadurch alle Anforderungen befriediget werden können. Diese Betrachtung veranlaßten vor etwa 20 Jahren den verstorbenen Waldmeister Dragolina vom wallachisch

banater Regimente den Vorschlag zu machen, die Buchen zu ringeln, damit sie nach und nach abstürben und unter ihnen die Tannen aufkommen könnten. Der Antrag fand die Billigung des Obristen und es rückten einige Compagnien aus, um diese merkwürdige Operation über 20,000 Joch Buchenurwald von etwa 100—150 Jahre alt, vorzunehmen. Ich bin zweifelhaft, ob mehr Muth dazu gehört, einen solchen Gedanken zu fassen, oder ihn sofort auf 2½ Quadratmeilen auszuführen. Was waren die Folgen? Der größte Theil der geringelten Buchen wurde rasch trocken, die Kronen brachen ab und jetzt stehen davon die trocknen Stumpen weithin sichtbar, als Wahrzeichen des forstlichen Unverstandes da. Ein kleiner Theil grünt kümmerlich fort, nebst diesen haben einige alte Linden die Operation leidlich überstanden, welche schwachen Reste das Oberholz bilden. Unter diesen hat sich ein undurchdringliches Dickicht von Weichhölzern gebildet, theils Stockausschäge, welche überhaupt in diesen Wäldern mit großer Kraft, selbst noch von 80—90jährigen Bäumen erfolgen, theils durch Anflug entstanden, mit einem Gewirre von Waldkräutern, namentlich Brombeeren durchwachsen, daß man nur mit der äußersten Mühe durchdringen kann. Aber von Tannen nicht eine Spur. Diesen merkwürdigen Forstort benennt das Volk als „Große Puscas". Gewiß sehr treffend wenn man das Wort, wie es ausgesprochen wird Buschkasch übersetzt, was es wohl noch ein halbes Jahrhundert bleiben wird.

Auf unserm Frühstücksplatze, einer Waldwiese, 3339 Fuß hoch im Gebirge belegen, Pojana ruszulai genannt, erwartete uns schon der Revierförster des benachbarten Franzdorfer Reviers mit einigen Waldaufsehern, natürlich alle zu Pferde. Unsre Pferde wurden abgesattelt, einige gespannt, die meisten aber frei auf der Wiese laufen lassen, wir machten ein großes Feuer an und aus den Quersäcken wurde Fleisch hervorgegelangt, welches an einen hölzernen Spieß geröstet ward. Man nennt das einen Räuberbraten und es giebt eine ebenso empfehlenswerthe Speise, wie ein Spanferkel, welches wir bei einer andern Gelegenheit im Walde brateten. Jäger sind in der Regel lustige Gesellen, guter Wein fehlte nicht, so ging die Zeit rasch hin, daß wir uns ungern von dem Waldlager trennten als uns die Sonne daran erinnerte, daß wir noch drei Meilen zu reiten hätten, ehe wir Franzdorf, unser Nachtquartier, erreichen könnten. Der größte Theil unsrer Jagdgesellschaft kehrte nach Steierdorf zurück, wir, fünf Weidmänner, folgten unserm freundlichen Führer, dem Förster nach Franzdorf.

Wir ritten in dem Versava-Thale hinab, sahen noch eine große Fläche geringelten Wald, blieben übrigens im Urwalde bis fast vor Franzdorf. Etwa eine halbe Stunde vor diesem Orte, durchritten wir eine neue Holzhauerkolonie, welche noch in Bau begriffen, doch fast vollendet war. In diesem Reviere, das zum Reschitzaer Forstamte gehört, ebenso in dem angrenzenden

Forstamte Krassova ist wegen der Kohlenlieferung nach Reschitza ein großer Betrieb. Eine der größten Schwierigkeiten bildet dabei die Beschaffung der Arbeitskräfte, und um sie zu erlangen, kommen die verschiedensten Nationalitäten zusammen, Franzdorf liefert Steierer und Wallachen, Weidenthal und Wolfsberg, Böhmen, sonst findet man noch Polen, Slovaken, Ungarn, Serben und Italiener, welche letztere als Holzschläger sehr beliebt sind. Um diesen Arbeitermangel einigermaßen abzuhelfen, beabsichtiget die Gesellschaft die neue Colonie mit Holzschlägern aus Kärnthen zu besetzen, welche man besonders wegen ihrer Geschicklichkeit im Holzbringen zu haben wünscht.

Die Sonne ging rein unter als wir in Franzdorf einritten und versprach einen schönen Morgen für den folgenden Tag, wo wir die große Muntje besuchen wollten. Der Name des Dorfes klang so deutsch, es war auch 1793 von Steiermärkern angelegt, jetzt wohnen zur Hälfte Wallachen darin. Im gastlichen Hause des Revierförsters verging uns in Gesellschaft dreier liebenswürdigen Damen, der Frau des Försters und zwei Französinnen, Mutter und Tochter, welche ebenfalls der grünen Farbe angehörten, rasch der Abend.

Als wir uns am folgenden Morgen zu Pferde setzen wollten, wurden wir angenehm durch die Nachricht überrascht, daß die Damen uns auf unserer Waldtour begleiten wollten. Niemals vorher hatte ich eine ähnliche vorgenommen. Natürlich alles zu Pferde rückten

wir in folgender Ordnung aus. Vorn drei Waldaufseher mit hohen steirischen Hüten, bewaffnet mit Büchse und Hirschfänger, dann die Damen und wir fünf Forstleute, von denen nur ich unbewaffnet war und drei ebenfalls bis an die Zähne bewaffnete Waldaufseher machten den Schluß. Auf meine Frage, ob denn die Gegend so unsicher sei, daß Alle mit Waffen zu Holze zögen, hieß es: das eben nicht, aber es ist doch besser Waffen mitzuführen, man ist sicherer. — Man befindet sich in einem Landstrich, wo gewaltsame Angriffe gerade nicht zu den Seltenheiten gehören.

Die Muntje Semenik, eine Almkuppe von 4590 Fuß, schauete uns hell und freundlich an, wie wir Franzdorf verließen. Durch schöne Jungwüchse, wo mir besonders einige Nadelholzanlagen beachtenswerth erschienen, kamen wir in ältere Buchen-Bestände und diese begleiteten uns, wenn auch nach der Höhe zu an Länge, Stärke und Schönheit des Wuchses abnehmend, bis an den Rand der Bergebene. Die Muntje hat oben eine große Alpenwiese, Wallachen waren eben beschäftiget das Heu in Schober zu bringen. Nur einzelne Felskegel von Glimmerschiefer stehen aus der Ebene hervor, von diesen aber hat man eine ungemein großartige Umsicht, sowohl in das Thal von Karansebes und auf das siebenbürgische Grenzgebirge, als auch auf die Banater Wälder und in die weite Ebene, durch welche man, aber nur wie ein Silberstreifen die Donau sich winden sieht. Es ist ein überaus schöner

Punkt und wir waren von dem Wetter so begünstiget, daß uns alles das in die heiterste Stimmung versetzte und über den Rasen hin ein tolles Jageu begann, von welchem die Damen, wie das Alter angesteckt wurde. Es war ein schönes, lebendiges Bild, aus der Steppe oder dem amerikanischen Hinterlande, wie diese bewaffneten Männer, die Frauen mit wehenden Schleiern so durcheinander jagten, bald einzeln, bald in großen Trupps, so frisch, daß ich es niemals vergessen werde.

Auf der Höhe der Muntje entspringt eine sehr reiche, herrliche, klare und frische Bergquelle, die Adlerquelle genannt, von welcher der Wallache sagt, hier badeten sich die Adler und davon erhielten sie ihre Kraft. Dem wird nachgeahmt. Am Eliasfeste, den 1. August, versammelt sich bei dieser Quelle das wallachische Volk der Umgegend, von einem Popa wird ein Gottesdienst gehalten und während der Nacht werden dann Waschungen aus derselben vorgenommen, welche gegen viele Krankheiten und Gebrechen helfen sollen.

Daß ein tüchtiges forstmännisches Waldfrühstück nicht fehlte, bedarf kaum einer Erinnerung, es wurde gewürzt durch die Freundlichkeit unsrer Wirthe und die Liebenswürdigkeit der Damen, so daß die Zeit rasch verstrich. Aber es ist nicht immer so schön auf diesen Höhen, die alten Bäume, unter denen wir uns lagerten, wissen sicher von manchem Sturme zu erzählen, wie dieses die dürren Wipfel und die vom Nord-Ostwinde ganz zur Seite getriebenen Aeste uns zeigten.

Auf den größern Höhen, welche von den vorliegenden Bergen nicht mehr volle Deckung erhalten, tritt hier der Nordost am heftigsten auf, während in der Banater Ebene der Westwind unaufgehalten über die Pusta Ungarns einherstürmt.

Auf dem Hinabreiten nach Franzdorf kam der Abend und vergoldete die Versec'er Berge und die weite Ebene mit ihren deutlich zu unterscheidenden gelben Kukurutz-feldern. Als Waldbild fiel mir ein ausgedehnter, gleichalteriger 40—60jähriger Buchenbestand auf, in welchem nicht ein einziger alter Stamm stand, ein Beweis, daß man hier einst einen großen Schlag angelegt und zur rechten Zeit die alten Samenbäume weggenommen hatte. Mir war das besonders wichtig, weil ich von einem Banater Forstmanne, in gewichtiger Stellung, hatte die Ansicht aussprechen hören, daß man in diesen Buchenurwäldern auf eine Nachzucht von der Natur nicht rechnen könne. Ich hatte zur Zeit dieses Gespräches noch wenig vom Walde gesehen, so daß ich, so eigenthümlich mir die Behauptung auch vorkam, doch mit Erfolg dieselbe nicht bestreiten konnte. Mir scheint aber, wie ich jetzt die Wälder kenne, kein Grund dazu vorhanden, wodurch eine solche gegen alle Erfahrung streitende Anschauung gerechtfertiget werden könnte. Ich glaube sogar das Gegentheil, nämlich, daß bei einer rationellen Behandlung dieser auf dem kräftigsten, jungfräulichen Boden und auf einer vorzüglich zusagenden Gebirgsart stockende Buchen, bei

einem milden Klima, wo die Samenjahre doch nicht so lange ausbleiben, die natürliche Verjüngung der Buche durchaus nicht schwierig sein kann. Man rechnet im Banate bei jedem Weinjahre auch ein Fruchtjahr für die Waldbäume. Eine sehr reiche Weinernte pflegt aller 9 Jahre, eine mittlere etwa aller 3 Jahre zu erfolgen. Das entspricht auch den jungen Buchenpflanzen, welche ich in den Banater Wäldern fand und wodurch die Ansicht, daß sie nicht fortkommen könnten, glänzend widerlegt wird. Die Frage ist für die Banater Wälder und somit für das gesellschaftliche Interesse von der höchsten Bedeutung und verdient eine gründliche unbefangene Prüfung, weil man auf die, meiner Ansicht nach falschen Ansicht gestützt, ein Waldwirthschaftssystem zu begründen beginnt, welches, so weit ich es zu beurtheilen vermag, die allerverderblichsten Folgen haben muß.

Von der Muntje aus bemerkte ich an der gegenüber liegenden langen Bergwand, ebenfalls mit Buchen bestockt, einen sehr großen Kahlhieb und das veranlaßte mich, den Wunsch auszusprechen, am folgenden Tage dorthin unsre Schritte zu lenken. Man führte hier einen kahlen Abtrieb und beabsichtiget statt der Buche, Nadelholz, insbesondere Tanne, Fichte und österreichische Schwarzkiefer anzubauen, theils in Verfolg der Ansicht, daß die Buche im Samenschlage nicht nachzuziehen sei, theils um dem Mangel an Nadelholz abzuhelfen. Ich halte es nun an sich schon für äußerst gewagt, in einer Gegend, wo eine Holzart, wie hier die Fichte, von Natur

gar nicht fortkommt, sie anzubauen, besonders wenn man an der Grenze des natürlichen Vorkommens derselben, wie es hier offenbar mit der Fichte der Fall ist, steht. Dann aber spricht der Kalkboden mit seiner geringen Frische ebenso entschieden dagegen, wie der mächtige Gras- und Krautwuchs, welcher die zarten Fichtenpflanzen erstickt. Ich sah auf dem vorjährigen Schlage die so sehr verdämmende Belladonna, Königskerze, verschiedene Arten Kreuzkraut u. dgl. m., neben einer Masse von Aspenwurzelbrut und Stockausschlägen von anderen Weichhölzern schon in solcher Ueppigkeit, daß mir darüber kein Zweifel beiging, daß Fichtenanbau hier vergeblich oder doch übertrieben kostbar werden muß. Man hat selbst, wie ich im benachbarten Krassovaer Reviere sah, an einer langen ausgeprägten Südwand mit so mächtigen Felsblöcken bedeckt, daß sie der Forst-Verwalter treffend, „das Leichenfeld" nannte, einen solchen Kahlhieb geführt, um daselbst Schwarzkiefern anzupflanzen. Wenn auch diese Holzart noch am ersten auf dem Kalke fortkommen dürfte, so glaube ich, daß man dort wahrscheinlich eine Menge Leichen zu beklagen haben wird.

Jedenfalls verdient dieses noch eine nähere und schärfere Beobachtung, ehe man im Großen mit diesem Betriebe weiter vorschreitet, welcher mir, ich wiederhole es noch einmal, überaus bedenklich zu sein scheint. Unter den deutschen Forstleuten ist es ein Mal eine Manier oder Mode, die Nadelhölzer sehr zu begünstigen, oft

recht oft auf eine nicht zu rechtfertigende Weise. Möge man sich doch ja vorsehen, in die schönen Banater Wälder so ohne Weiteres Uebertragungen vornehmen zu wollen, welche nun einmal beim Forstwesen gar nichts taugen. Das scheint mir die falsche Färthe zu sein, auf welcher man laut giebt.

Gewiß ist es zweckmäßig unter die Buche Weißtanne anzubauen, darauf weist die Natur hin, allein die Fichte, selbst wo man sie fortbringt, wird niemals ein gutes Bau- oder Nutzholz geben, noch weniger alt werden können. Mir wurde versichert, daß die weniger ältern Fichten, welche sich in der Umgegend von Franzdorf finden, schon bei 9—10 Zoll Durchmesser rothfaul zu werden beginnen. Einige Stämme, welche ich dort sah, gaben mir den Beweis der Richtigkeit dieser Ansicht. Sie tragen frühzeitig den Keim des Todes in sich.

Aber bei dem Anbau des Nadelholzes verdient auch die finanzielle Seite eine besondere Betrachtung. In allen Wäldern, welche eine hohe Rente nicht geben, wie das bei den Banater der Fall ist, hat man sich doppelt zu hüten, die Forstverwaltung mit hohen Culturkosten zu belasten. Man macht die Saatplätze zwar 6 Fuß auseinander, aber doch kostet das Joch 4 fl., dazu die unvermeidlichen Nachbesserungen nur mit 2 fl. veranschlagt, wird, den glücklichen Fall angenommen, daß die Culturen überhaupt gerathen, das Joch 6 fl. kosten. Darnach wird man leicht berechnen können,

daß diese bis zur Haubarkeit mit den Zinsen zu einer erklecklichen Summe anlaufen. Wenn man aber die Möglichkeit hat, gute Bestände durch die Natur, also ohne irgend erhebliche Kosten nachzuziehen, ist es sicher ein Fehler, zum Anbau aus der Hand zu schreiten. Der Fehler aber wird hier um so bedenklicher, weil man zunächst für die gesellschaftlichen Werke vorzugsweise Brenn- und Kohlenhölzer braucht, als solche aber die Buche doch entschiedene Vorzüge vor den üppig aufgewachsenen, oft faulen Fichten hat.

Beim Uebertritt in das Krassovaer Forstamt kamen wir ebenfalls in sehr große Schläge, wo die Köhlerei im Betrieb war. Hier waren einzelne alte Baumgruppen, dem Anscheine nach, wie es der Zufall gewollt hatte, stehen geblieben. Besamung dadurch zu erzielen, konnte nicht der Zweck sein, denn es war kein Vorbereitungshieb vorhergegangen, es konnte also nur eine Art Schutzbestand vorstellen sollen. Der Forstbeamte belehrte uns später, daß man dieses vorzüglich des heftigen Windes wegen thun müsse, einzelne Bäume blieben nicht stehen und deshalb könne man keine Samenschläge stellen. Mir war die ganze Operation nicht klar, wenn man aber glaubt wegen der Gefahr, Windwürfe zu bekommen, Verjüngungsschläge nicht führen zu können, so erlaube ich mir, dasselbe zu bezweifeln. Ich glaube, daß — obwohl ich einzelne Windwürfe in den Beständen der Urwälder ziemlich viele gesehen habe — man doch nicht be-

rechtiget ist, davon einen Schluß auf die Samenschläge, wenn man einen Vorbereitungshieb hat vorhergehen lassen und dann überhaupt nicht zu licht hauet, zu machen. Ob man mit so regelrecht geführten Schlägen schon Erfahrungen gemacht hat? Nach dem, was ich sah, glaube ich es nicht. Die alten Stämme aber, welche man in dem Urwalde geworfen findet, sind meistens überalt, faul oder anbrüchig und ebenso oft gebrochen als mit den Wurzeln ausgerissen. Diese Erscheinungen können also nicht so gegen die Führung von regelrechten Samenschlägen sprechen, daß man sie von vorn herein, ohne Versuche damit anzustellen, verwirft. Diese Versuche dürften um so unbedenklicher sein, da die glückliche Einmischung der edlen Laubhölzer mit geflügelten Samen in die hiesigen Buchenbestände der Verjüngung eine gewisse Sicherheit gewährt, selbst wenn auch der Wind einmal etwas lichten sollte.

Der Köhlerei-Betrieb ist in diesen Forsten sehr bedeutend, da sie den Bedarf für die großen Reschitzaer Werke zu decken haben. Für die Köhlerei wirkt der Kahlhieb in Bezug auf die Kosten allerdings vortheilhaft, allein es beruhet das nur auf einer Täuschung, denn sicher muß man an Culturkosten mehr verwenden als bei der Köhlerei gewonnen wird. Würde man auf die Waldwege diese Summe verwenden und dann eine natürliche Verjüngung betreiben, so wäre sicher der Vortheil für die Hütten größer, man würde an Fuhrlohn und an dem Fuhrverluste sparen.

Bei der Banater Verkohlung wird die slavische Methode stehender Meiler, etwa von durchschnittlich 12 Klaftern à 216 Cub. Fuß, räumlich enthaltend, angewendet. Sie hat den Nachtheil, daß die Köhler den Proceß sehr rasch beendigen und daher ein so gutes Ausbringen nicht haben können, als bei der deutschen Methode, wobei der Meiler etwa ein Drittel längere Zeit im Feuer steht. Auffallend war mir in den Kohlenschlägen, daß die Holzscheite nur drei Fuß lang gemacht werden, wodurch eine große Menge von Handgriffen mehr erforderlich sind, ehe ein Meiler gerichtet ist, welches nothwendig die Kosten vermehrt. Sobald die Köhlerei im Frühjahre beginnt, wird den einzelnen Kohlenführen, welche gewöhnlich aus zwei Mann bestehen, so viel Kohlenholz zugetheilt, wie sie etwa in 6 Monaten verkohlen können. Dazu rechnet man 120—300 Klftrn. Nach dem Ergebniß einer zuvor unter der unmittelbaren Aufsicht des Försters, angestellten Probeköhlerei, wird der Kühre bestimmt, was sie ausbringen muß. Bei gutem Holze rechnet man an Kohlen-Ertrag von 216 Cub.-Fuß Holz höchstens 100 Cub.-Fuß, beides Holz wie Kohlen dem Raume nach gemessen. Doch wird dieses Ausbringen selten erreicht. Für das übernommene Holz ist die Kohlenkühre verantwortlich, bekommt den nach der Probekohlung sich am Ende ergebenden Ueberschuß bezahlt, muß aber auch das Fehlende ersetzen. Die Abfuhr der Kohlen geschieht in zweispännigen ge-

flochtenen Wagen, welche oben breiter sind als unten und 80 — 130 Cub. = Fuß Kohlen fassen. Sie sind meistens mit Ochsen bespannt.

Bei der Wichtigkeit des Köhlereiwesens für die Banater Werke hatte ich hier eine größere Sachkenntniß erwartet. Man ist zwar aufmerksam und giebt sich Mühe, um eine möglichst gute Verkohlung zu erlangen, aber man versteht die Sache nicht genügend, um beurtheilen zu können, wo es fehlt.

Nachdem wir den Wald verlassen hatten, schlugen wir den Weg nach Krassova ein, unter der ungarischen Regierung der Hauptort eines der Banater Komitate gleichen Namens, jetzt Sitz eines gesellschaftlichen Forstamtes. Die Kalkformation der Umgebung trägt sehr scharf ausgeprägt das eigenthümlich Zerrissene dieses Höhlenkalkes, tiefe eingerissene Wasserbetten mit steilen felsigen Ufern, tiefe trichterförmige Vertiefungen, Löcher, Schlotten und kleine Höhlen. In der Umgebung dieses Ortes sind nur nackte kahle Hutweiden mit einem dürftigen Angergrase bewachsen und vielen Felsblöcken übersäet, und einen so freundlichen Eindruck der nett gebaute, reinliche Ort in einem Walde von Obstbäumen liegend, machte, so wenig befriedigte uns seine kahle, dürre Umgebung.

Krassova, in einem weiten Thale, an der Karasch, ist ein von Bulgaren bewohnter Ort. Dieser Stamm wanderte um das Jahr 1391 in das Banat

ein, um in ihrer Heimath den Verfolgungen zu entgehen, welche sie wegen ihrer Anhänglichkeit an den katholischen Glauben zu erdulden hatten. Sie bilden hier und in der Umgegend eine eigene Colonie und haben sich bis auf diese Stunde in ihren Stammes-Eigenthümlichkeiten erhalten, indem sie sich, schon der Confessions-Verschiedenheiten wegen, nicht mit den umwohnenden Wallachen oder Serben vermischen, sondern stets unter sich heirathen. Auch in ihrer Tracht unterscheiden sie sich von den Wallachen. Die Weiber tragen zwar das Hemde so wie diese, allein mit einem abweichenden Muster in der Stickerei. Ueber dasselbe wickeln sie, von der Taille ab, ein Stück braunes Tuch, welches bis zum Kniee geht und mittelst einer einfachen, braun-rothen Binde um den Leib befestiget wird. Auf dem Kopfe tragen die verheiratheten Frauen eine ordentliche weiße Haube, welche zu beiden Seiten an dem oberen Theile des Kopfes und nach hinten zu eine etwa sechs Zoll lange Spitze hat. Sie sind eben so geschickt und fleißig, als die wallachischen Frauen. Die Mädchen tragen die Haare in einem Zopf oder ein einfaches Kopftuch von weißen Leinen. Die Kleidung der Männer nähert sich der der Wallachen. In ihren Häusern sind sie weit ordentlicher und reinlicher als diese, ich fand in einem sogar ein recht nett aufgeräumtes Putzzimmer. Ihre Sprache hat Anklänge von dem Südslavischen mit einer größeren Anzahl romanischer Worte untermischt. Die Gesichtszüge

nähern sich bei den Männern etwas den Slaven und den Ungarn, die Formen des Gesichtes und des Körpers bei den Frauen sind eben so edel und schön, wie bei den Posanen, dieselben schmalen Füße und Hände und häufig sehr hübsche Gesichter findet man bei denselben. Auch sie haben die Unsitte des Schminkens, doch nicht so arg, wie ihre wallachischen Schwestern.

Die Krassovaer treiben vorzugsweise Viehzucht und Obstbau. Das Obst verführen sie frisch auf die Märkte der größeren Ortschaften. Der Feldbau beschränkt sich fast nur auf Kukurutz und Hanf. Durch das Frachten der Kohle, des Eisensteins und dgl. für die benachbarten gesellschaftlichen Werke haben sie einen guten Erwerb. Erst in der neuesten Zeit haben sie sich, wiewohl widerwillig, zur Waldarbeit und zur Köhlerei bequemt.

Rückblick und Schluß.

So hätten wir denn unsere Wanderschaft beschlossen. Werfen wir noch einen Rückblick auf das Ganze.

Mit einem wohlthuenden Gefühle verließ ich diese schönen und reichen Länder nicht. Ernsten Betrachtungen und bange Sorgen begleiteten mich auf dem Rückwege.

Herrlich ist die Natur, groß die Schöpfung des allgütigen Gottes in Berg und Thal, in Wald und Feld, vor Allem an dem Gestade der Donau. Sie hat ihren vollsten Segen über diese Gefilde ausgeschüttet.

Auch die Regierung hat in den letzten Jahren viel gethan um den materiellen Aufschwung dieser Gegenden zu heben. Eisenbahnen durchschneiden die Pusta, Dampfschiffe peitschen die Wogen der Donau, Canäle und gute Straßen vermitteln die innere Verbindung, Regulirungen der Ströme verschaffen der arbeitsamen Bevölkerung gesunde Wohnplätze. Die Berg- und Hüttenmännische Industrie hat sich auf eine, früher nicht geahnte Weise entwickelt. Die Aufhebung der Robbot und des Abhängigkeits-Verhältnisses von den Grundherren, so wie die Grundentlastung hat einen Bauernstand zu schaffen begonnen

und wohlthätig auf die Production des Landes eingewirkt. Das sind viele Lichtseiten und anerkennenswerth, im hohen Grade dankenswerth ist, was hier geleistet wurde.

Aber die Menschen?!

Die Menschen, welche ein Land bewohnen sind es, welche dessen Kraft, dessen Reichthum erst zur vollen Anschauung bringen. Und da begegnen wir in den Volksstämmen im Osten der österreichischen Monarchie einen sittlichen und intellectuellen Zustand, welcher den Menschenfreund tief betrüben muß. Herabwürdigung des menschlichen Geschlechtes in roher Sinnesart, sittlicher Verfall, brutale Gewalt und größte Unwissenheit begegnen uns auf jedem Schritte, so in Galizien, wie in dem Banate. Besonders erschien es für mich beklagenswerth bei dem wallachischen Stamme, welcher sicher in sich einen Kern trägt, jeder Veredlung fähig, denn selbst unter dem stärksten Drucke blieb ihm eine gewisse Poesie des Lebens und eine unverkennbare geistige Beweglichkeit.

Als der rothe Faden alles Uebels zieht sich durch diese Blätter der Mangel an Cultur. Aufklärung, Bildung und Unterricht, das ist es, was hier fehlt. Die Gesittung und die Fortschritte im materiellen Wohlbefinden folgen von selbst, wo diese drei ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Ja, es läßt sich behaupten, daß wo diese drei göttlichen Gaben über ein Volk ausgegossen sind, der Weg, welchen die Regie=

rung einzuschlagen hat, sich von selbst vorgezeichnet, sie kann sich nicht vom Volke trennen. Schwer ist es gewiß, das Ziel zu erreichen, aber es winkt am Ende ein herrlicher Preis, das Werk muß begonnen werden, die Macht der Zeit in der wir leben, treibt dazu.

Vielfach habe ich die Centralisation, den Büreaukratismus, die leichte Moral der Beamten, den Mangel eines freien Ausdruckes der öffentlichen Meinung in dieser Schrift angegriffen und die damit zusammenhängenden Uebel aufgedeckt. Es mußte geschehen, wenn ich ein wahrheitsgetreues Bild geben wollte und nur ein solches kann wahrhaft Nutzen stiften. Ich belegte alles durch Thatsachen aus völlig glaubwürdigen Quellen und gab meine eigenen Beobachtungen anspruchslos, wie ich sie in mir aufnahm.

Wohl kann der große Maschinenmeister am Centralpunkte der Staatsmaschine übersehen, ob alle Räder des Getriebes in einander greifen, aber unmöglich erscheint es für ihn, die kleinen Reibungspunkte zu bemerken, welche nachtheilig auf den Gang einwirken und die gute Absicht des Werkmeisters vereiteln. Diese Fehlstellen kann nur das kundige Auge an Ort und Stelle entdecken. Man kann sich nicht verhehlen, daß in dem weiten Kreise des österreichischen Staatsbeamtenthums Vieles vorgehen mag, wovon man am Centralpunkte keine Ahndung haben kann. Es erscheint daher als die nächste Aufgabe sich darüber genaue Kunde zu verschaffen. Wie schon Carl der Große

überall seine Gesandten ausschickte, im weiten Reiche nachzuschauen, ob überall seine Anordnungen in seinem Sinne vollzogen wurden, so sollte Oesterreichs erhabener Kaiser begabte Männer aussenden um die Wahrheit zu erfahren, um Uebel aufzudecken, die Schwachen und Wankenden zu stützen und die Bösen zu strafen. Aber sie dürfen sich nicht damit begnügen die Behörden, wie man zu sagen pflegt, zu visitiren und die Beamten zu hören, sie müssen sich unbekannt in's Volk mischen, müssen außerhalb der Beamten-Hierarchie stehende vertrauenswerthe Männer befragen und alle Wege aufsuchen um die Wahrheit zu erfahren, überall selbst sehen und für Alle und Alles offene Ohren und Augen haben. Es dürfen keine officiell angekündigte Rundreisen sein, begleitet von officiellem Pomp, überall in Sonntagskleidern empfangen. Unerwartet müssen die Sendboten des Kaisers erscheinen und im Volke die Materialien sammeln, ehe sie in die Amtslocale treten. Haben sie dann wirklich den guten Willen die Wahrheit zu erforschen, wird es an Gelegenheit dazu nicht fehlen.

Oesterreich wurde in neuerer Zeit über seine innere Verwaltung vielfach angegriffen, wie wir hier gesehen haben, nicht mit Unrecht; zeigen doch die neuesten Veränderungen, daß dieses die Regierung selbst anerkannt hat. Aber auf keiner Seite hat man die, wie es mir scheint, Cardinalpunkte in das rechte Licht gestellt, wie es für das wahre Wohl Oesterreichs in der

That erforderlich ist und selten hat man Gerechtigkeit darin geübt, das viele Gute, welches in der That dem Volke gegeben wurde, und die Schwierigkeiten schärfer hervorzuheben womit die Regierung zu kämpfen hat. Dazu durch dieses Schriftchen ein kleines, bescheidenes Scherflein beizutragen, ist mein Wunsch, denn es ist wahrlich an der Zeit, daß ein Jeder, der es wohlbegründet kann, offen spreche.

Meine politische Anschauung ist einfach die, daß wir ein einiges, starkes Oesterreich haben müssen, um ein einiges, starkes Deutschland zu bilden, daß Oesterreichs Wohl mit Deutschlands Wohl unzertrennlich verbunden ist und daß wir nur zusammen der schweren Zeit gewachsen sein werden, welche das dicke Gewölk am politischen Horizonte deutlich verkündiget. Oesterreich aber kann nur stark bleiben und noch stärker werden, wenn es eine feste, kräftige aber freisinnige, die Fortschritte der Zeit anerkennende Regierung hat, wenn es wahrhafte Cultur verbreitet, wenn es über freie, aufgeklärte, gebildete und wohlunterrichtete Völker regiert.

Aufrichtige und warme Zuneigung für Oesterreich haben mich veranlaßt diese Blätter zu veröffentlichen. Möge das erkannt werden und möge man nicht Steine auf mich werfen, weil die Wahrheit eine herbe Schale hat.

S. 236 fleckig.

Wer